
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Februar 2/2008

Aus dem Inhalt

Alois Jansen
Es macht das Leben reich 33

Ralf Miggelbrink
Ist Gott gerecht? 35

Josef Herberg
Religion in den Blättern 39

Bernhard Wunder / Alexander Walek
Die Sinusmilieustudie in der Pastoral 47

Axel Hammes / Guido Schlimbach
Die Wiederentdeckung des Himmels 53

Monika Lutz
Aktion „Sternenfeld“ 58

Literaturdienst: 62
Klaus-Peter Vosen: Mit allen Sinnen der Seele
Rudolf Schwarz: Kirchenbau

G 3212 E
PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Msg. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |
Prof. Dr. Ralf Miggelbrink, Pappelweg 12, 34414 Warburg |
Dr. Josef Herberg, Pützfelder Weg 24, 53177 Bonn |
Dr. Bernhard Wunder, Im Dahler Oberhof, 51674 Wiehl |
Pfarrer Dr. Axel Hammes, Im Kämpchen 9 c, 42279
Wuppertal | Monika Lutz, Friedensstr. 33, 51147 Köln |
Pfarrer em. Dr. Anton Jansen, Friedrichstr. 107–109,
52070 Aachen

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642–7002 od. –7001,
Fax (0221) 1642–7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Beiträge sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

Es macht das Leben reich

*„Gott,
dein Wort bringt Licht und Freude in die Welt.
Es macht das Leben reich,
es stiftet Frieden und Versöhnung.
Gib, dass wir es nicht achtlos überhören.
Mach uns aufnahmebereit.
Bring dein Wort in uns zu hundertfältiger
Frucht.
Darum bitten wir durch Jesus Christus.“*
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)

Das ist ein Gebet, das mir leicht über die Lippen kommt, das ich gern meditiere. Da werden diese positiven Dinge genannt: Licht und Freude, Frieden und Versöhnung.

Jetzt im Februar freuen wir uns schon darüber, dass es langsam wieder heller wird und die Tage länger.

Wir brauchen das Licht zum Leben.

Und natürlich auch die Freude. Wer kann denn leben ohne Freude? Es muss ja nicht immer die laute Freude sein. Die stille Freude, die uns erfüllt, wenn etwas gelungen ist. Die Freude darüber, in guter Gemeinschaft mit anderen zu leben.

Licht zu erleben und Freude. Das macht das Leben doch tatsächlich reicher.

Wer wollte das bestreiten.

Und dann ist im Gebet noch von Frieden und von der Versöhnung die Rede.

Wie viele Menschen, Millionen von Menschen möchten in Frieden leben.

Dauernd hören wir die Nachricht von Krieg und kriegerischen Auseinandersetzungen.

So sehnen wir uns unablässig nach Frieden und Versöhnung unter den Nationen und Völkern unserer Erde.

Und so sehnen wir auch Versöhnung herbei, wenn wir uns vielleicht mit Freunden, Bekannten, Nachbarn zerstritten haben. Wenn das gelingt, dann wird tatsächlich unser Leben reicher.

Und da machen wir nun im Gebet die Aussage: Gott, dein Wort bringt uns das alles! Wie wunderbar und wie einfach!

Dein Wort! Es ist wieder ein Hinweis auf Jesus Christus, durch den wir zum Vater beten.

Jesus sagt uns: „Kommt alle zu mir, die ihr geplagt und beladen seid. Ich werde euch ausruhen lassen“. Diesen Satz könnten wir auch so übersetzen: „Ich werde euch aufatmen lassen. Ihr müsst immer wieder Zeit zum Aufatmen finden“.

Der Weg Jesu will Ganzheit, Lust, Fülle, Erfolg, Reichtum, Glück, Liebe, Herrschaft, Leben ohne Grenzen, das große Fest. Er will das in nie gekannter Radikalität. Aber er kommt zum erfüllten Leben dadurch, dass er sich verschenkt, für andere da ist. Dieses „Sich selbst vergessen“ geschieht im Gebet, es geschieht in der Arbeit, wenn sie mit Geist und Begeisterung getan wird, eben in christlicher Freude und Fröhlichkeit.

Unwillkürlich fällt mir da der Besuch von Papst Benedikt XVI. zum Weltjugendtag in Köln ein.

Zu sehen war ein selbstverständlich gelebter Glaube, den zum Beispiel die Spanier zeigten, wenn sie in großen und kleinen Gruppen singend durch die Straßen zogen.

Oder die ansteckende Fröhlichkeit der Brasilianer, die jeden Tag bis spät in die Nacht vor dem Dom tanzten, am nächsten

Morgen wieder vor einer Kerze saßen und beteten.

In einer Zeitung hieß es dazu, dass für viele Deutsche Glauben offenbar etwas Ernstes habe und manchmal auch etwas Schweres. Kein Wunder, dass gerade die deutschen Jugendlichen begeistert auf die Leichtigkeit reagierten, die diesen Weltjugendtag bestimmte. In Köln war Glauben irgendwie anders – wie die Jugendlichen sagten: cool.

Bei der Predigt auf dem Marienfeld lud dann der Papst ein, sich auf Jesus Christus einzulassen und von ihm und der Mitfeier der Heiligen Messe sich verwandeln zu lassen von Gewalt zum Frieden, vom Egoismus zur Nächstenliebe. Dadurch werde die Welt verwandelt und dadurch werde das Leben reicher.

Und schließlich sei noch hingewiesen auf eine Aussage des Papstes im Interview, das er am 13. August 2006 einigen Journalisten in Castel Gandolfo gegeben hat: Die Botschaft, die wir verkünden, ist nicht eine Botschaft von Verboten und Vorschriften, sondern die Frohe Botschaft Jesu Christi: eine positive Botschaft vom Licht, von der Freude, vom Frieden und der Versöhnung.

Das also bringt Licht und Frieden in die Welt. Es macht das Leben reich und stiftet Frieden und Versöhnung.

Was können wir anders tun, als darum zu bitten, eine solche Botschaft nicht achtlos zu überhören und dafür aufnahmebereit zu sein.

Liebe Leserinnen und Leser,

mit einem Grundsatzartikel zur Frage nach der Gerechtigkeit Gottes angesichts von vielfältigem Unrecht und Leid in der Welt aus der Feder des Essener Dogmatikers **Prof. Dr. Ralf Miggelbrink** führt das Februarheft zugleich in medias res.

Insofern die hier gestellten Fragen „dem Volk vom Maul abgeschaut“ sind, knüpft **Dr. Josef Herbergs** Presseschau aus der Weihnachtszeit gut daran an. Sie sagt etwas über die Außenwahrnehmung von Kirche und Glauben, die es durchaus ernst zu nehmen gilt. Der Autor ist Geschäftsstellenleiter der Katholischen Bildungswerke in Bonn.

Alexander Walek und **Dr. Bernhard Wunder** aus der HA Seelsorgebereiche des Generalvikariats Köln berichten von einem äußerst effektiven, Veränderungsprozesse aufbrechenden und zugleich Spaß machenden Einsatz der Ergebnisse der Sinusstudie im Rahmen der Beratung von Seelsorgebereichen.

Pfarrer Dr. Axel Hammes, Habilitand im Bereich NT und Seelsorger in Wuppertal, sowie der langjährige Mitarbeiter der Kölner Kunststation St. Peter, **Guido Schlimbach**, präsentieren ein weiteres Mal eine künstlerische Installation als Zugang zu einem eminent biblisch-theologischen Thema: Himmel.

Wiederum aus dem Bereich erprobter Praxis stammt der Projektbericht von Pastoralreferentin **Monika Lutz**: Friedhofsgestaltung im Rahmen von Firmvorbereitung. Ein ungewöhnlicher, aber die Jugendlichen offensichtlich zum Kern des Glaubens führender Weg.

Am Schluss nimmt **Pfr. em. Dr. Anton Jansen** aus dem Bistum Aachen in einer Art ausführlichem Leserbrief Stellung zum Novemberartikel von Dr. Bernhard Wunder. Ein durchaus möglicher Einstieg in eine größere Diskussionsrunde, für die das Pastoralblatt gerne ein Forum bietet.

Eine anregende Lektüre und einen guten Einstieg in die österliche Bußzeit wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Ist Gott gerecht?

1. Was heißt denn gerecht?

Wenn wir von Gott reden, werden unsere Begriffe immer problematisch. Wir fragen „Ist Gott gerecht?“ und denken gerade, wir wüssten doch genau, wen man sich unter Gott vorzustellen habe. Wir denken an Gott als den allmächtigen Herrn der Welt, als so eine Art oberste Regierung. Und von einer Regierung erwartet man Gerechtigkeit. Darunter verstehen Menschen nun allerdings auch sehr Verschiedenes.

Der Bundesligaspieler, der von seiner Millionengage die Hälfte an Steuern abführen muss, findet das ungerecht, ebenso der Millionärserbe, dessen Erbe durch die Erbschaftssteuer geschmälert wird. Aber auch der Arbeitslose, der entlassen wurde, damit die Dividenden der Aktiengesellschaft steigen, die das Erbe des Millionenerben mehren soll, empfindet es als ungerecht mit 58 Jahren ohne großes Vermögen auf dem Arbeitsmarkt für überflüssig erklärt zu werden. Gott als der oberste Weltregent muss sich viele Fragen gefallen lassen. Während der eine betet, dass seine Millionen in Luxemburg der Steuerfandung entgehen, betet der andere, dass die Firma, in der er arbeitet, nicht wegrationalisiert wird.

Warum schließlich musste die Oma so qualvoll sterben, die allen nur Gutes getan hat und nicht viel Gutes erfahren hat. Warum wurde sie krank, als die Rente gerade durch und die Altenwohnung gekauft war. Ist das alles gerecht?

2. Die Bibel hat eine genaue Vorstellung von Gerechtigkeit

Wenn wir in der jüdisch-christlichen Tradition von Gott reden, dann erklären sich die Begriffe „Gott“ und „Gerechtigkeit“ wech-

selseitig. Die Bibel verbietet es uns anders von Gott zu reden, als in dem wir sagen: „Gott ist gerecht“. Ein Gott ohne Gerechtigkeit wird von der Bibel als Götze abgelehnt. Die Eigenschaft der Gerechtigkeit dominiert biblisch alle anderen Eigenschaften Gottes. Gott liebt die Gerechtigkeit und das Recht, und seine Beziehung zu den Menschen ist wesentlich geprägt durch die Forderung: „Ihr sollt heilig sein, denn ich, euer Gott bin heilig.“ (Lev 19, 2; passim) Gottes Erlösung für die Menschen ist, dass er sie gerecht machen will. Dieses Thema, dass Gott die Gerechtigkeit der Menschen will, fördert und schließlich herbeiführt, kann als das Leitmotiv der biblischen Gottesrede gelten.

Gott definiert sich biblisch als der Gerechte. Zugleich mit dieser Selbstdefinition definiert Gott, was seine Gerechtigkeit ist.

Gerechtigkeit heißt: Jede(r) soll als Mensch leben, arbeiten können, soll die Früchte seiner Arbeit genießen können, soll das Leben mit anderen teilen können, soll sich über sein Werk freuen und die Lebenszeit an der Seite einer Frau bzw. eines Mannes genießen können.

All das Glück des Lebens aber will Gott vollenden, indem er selbst sich den Menschen als erfüllendes und beglückendes Gegenüber gibt.

3. Gott kämpft für seine gerechte Ordnung unter den Menschen

Warum aber, wenn diese Gerechtigkeit der Wille Gottes für alle Menschen ist, genießen wir nicht die Früchte einer gerechten Ordnung der Welt? Die Bibel macht es uns sehr schwer, den gerechten Weltregenten vor die Schranken unseres Gerichts zu zeren. Sie beschreibt nämlich Gottes Einsatz um wahre, göttliche Gerechtigkeit unter den Menschen als einen Kampf. Von Exodus an über die Propheten bis zu Jesus von Nazareth sehen wir Gott im Kampf um eine Gerechtigkeit, die ihm verweigert wird. Die Psalmen sind zu einem guten Teil Klagelieder verfolgter Gerechter. Das Programm göttlicher Gerechtigkeit scheint geradezu das

Unrecht zu provozieren und diejenigen in Schwierigkeiten zu bringen, die diesem Programm folgen.

In dieser Situation die Frage zu stellen: Ist Gott gerecht? tendiert dahin verstanden zu werden in dem Sinne von: *Ist das höchste und alles bestimmende Prinzip der Wirklichkeit, also Gott, wirklich der Wille, dass alle Menschen in Gemeinschaft und Frieden leben können sollen?* Haben nicht eher die Recht, die in Gott nicht die Gerechtigkeit, sondern die Macht erblicken? Wenn Gott aber Macht ist statt Gerechtigkeit, dann muss der Mensch aufhören, auf seinesgleichen zu blicken, dann heißt das Programm: Steige auf, werde mächtig, werde groß und genieße dein Leben!

Diejenigen, die ihr Leben nicht genießen können, während der Nachbar leidet und der Kollege verzweifelt, ziehen die Gerechtigkeit Gottes der Macht vor.

Wir merken: Der Bibel geht es nicht um die Verleihungsgerechtigkeit, an die wir gerne als erstes denken. Gerechtigkeit wird nicht als das Handeln eines obersten Verteilers vorgestellt, sondern als eine von allen Menschen getragene Ordnung des wechselseitig gönnten und geforderten Lebens.

4. Der Mensch als Wesen auf Gott hin

Warum wandeln wir in den Wegen des Gottes, dessen erstes Versprechen darin besteht „unsere Schritte zu lenken auf dem Weg des Friedens“ (Lk 1,79)? Warum wechseln wir nicht zu den Göttern eines neuerstarkenden Nietzscheanismus, diesen übermenschlich kühl wirkenden Gestalten unserer nach außen gekehrten Sehnsucht nach Geld, Erfolg, Exklusivität und Macht?

Die Bibel beschreibt den Kurswechsel auf die Wege der Gerechtigkeit als das Resultat einer göttlichen Verführung. Gott selber ist der Grund, weshalb wir Freude finden an Recht und Gerechtigkeit. Gott selber ist der Trost derer, die das Programm seiner Gerechtigkeit nicht aufgeben. Aber warum bedürfen diese Menschen des Trostes? Die Psalmen schildern uns den Gerechten als

den Leidenden, die Gottesknechtlieder in Deuterocesaja betonen besonders diese Dimension des leidenden Gerechten und die ersten Christen sahen deshalb in ihnen eine ganz präzise Vorankündigung dessen, der vollkommen ohne Schuld war und dennoch den bittersten Tod leiden musste. Dieses Leiden des Gerechten tritt als Frage vor Gott.

Die Antwort des Neuen Testaments heißt: Der Gerechte muss leiden. Die Leidensankündigungen des Markusevangeliums pflegt man traditionell so zu deuten, als gäbe es ein göttliches Dekret, nach dem Jesus leiden musste. In einer an sich leidlosen Welt verhängt Gott die Notwendigkeit zu leiden nachträglich, um an den Leidensgehorsam bestimmte Gnadengaben zu knüpfen. Die Theologie hat sich heute von dieser mit in der lateinischen Kirche beherrschenden Perspektive weitestgehend gelöst. Gott will das Leiden des Geschöpfes niemals und nirgendwo.

Warum aber muss dann ausgerechnet der leiden, der sich zum Werkzeug macht, damit alle das Leben haben und es in Fülle haben?

Die Antwort ergibt sich, wenn wir auf das Gesamtbild der biblischen Heilsgeschichte schauen: Warum muss es sie als Geschichte überhaupt geben? Warum entfaltet sich Gottes Heil für die Menschen in einzelnen heilvollen Ereignissen statt einfach nur die Überfülle des Guten zu sein in absoluter Präsenz? Warum entfaltet sich Gottes Heil in Geboten, die ja immer die Möglichkeit der Übertretung einschließt? Warum überhaupt Gebote? Das ruhige Sein in seiner Schönheit und Güte muss sich doch nichts gebieten. Es ist ja immer schon alles in allem.

Warum – so ließe sich die Fragekette fortsetzen – überhaupt anderes als Gott in Gott? Warum Endliches, schließlich Böses, das sich dem Leben Gottes verweigert und so an seiner eigenen Verkrampftheit gegenüber dem Quell alles Guten zu Grunde geht?

Die Antwort, die der christliche Glaube findet, betont: Heil, Glück, Seligkeit bestehen in ihrer Vollendung, wo der Mensch zum Bewusstsein seiner selbst gelangt und wo

der Schmerz dieses Bewusstsein überwunden wird in der Hingabe an den anderen. Trennung von Gott und Hinkehr zu Gott begründen die Dynamik, Dramatik und Seligkeit des Lebens. Damit aber steht er in der Situation des Abgetrenntseins und sich Sichabtrennens von Gott als dem Quell des Lebens und des Heils. Die Abtrennung erlebt der Mensch als Unheil und Schmerz, darin innerwärtend der Verheißung Gottes, dass das Getrenntsein von Gott nicht das Schicksal des Menschen sein und bleiben soll.

5. Welchen Sinn haben unsere Schmerzen?

Es ist ein altes, vor allem in der Aufklärung und dem Idealismus gebräuchliches Argument zu erklären: Menschen müssen Schmerzen leiden, weil sie sonst das Beste, was Menschen entwickeln können, nicht zu entwickeln vermögen, aber: Wird das Leukämiekranken Kind, das vorzeitig stirbt wirklich in seinem Leiden vollendet? Schlimmer noch: Werden die Tausende, die an einer Grube erschossen werden, durch den erlittenen Schmerz der brutalen Sinnlosigkeit ihres Todes geistig näher zu Gott geführt?

In diesen Fragen drückt sich gerade unser eigenes Geprägtsein von Gottes versprochener Gerechtigkeit aus. Unsere Empörung über das Unrecht gehört zu Gottes Kampf gegen das Unrecht. Aber warum muss Gott kämpfen statt zu verfügen?

Eine der tiefsten Intuitionen prophetischer Gerichtspredigt ist: Gott greift nicht selektiv steuernd in die Geschichte ein. Er verteilt in seiner Gerechtigkeit nicht Gratifikationen nach Leistung, sondern seine Gerechtigkeit besteht darin, das Leben für alle und jeden zu wollen. Umgekehrt aber stehen Menschen in einer Lebenssituation, die diesen Heilsuniversalismus negativ spiegelt als Leiden an der Getrenntheit aller von Gott. Im Leiden sind alle zusammengefasst unter die Herrschaft des Todes (Rö 5,12–21)!

Der neuzeitliche Name für dieses Zusammengefasstsein heißt Geschichte. Die Frei-

heit des Menschen gegenüber Gott ereignet sich im Raum der Geschichte, der geprägt ist durch das Handeln aller Menschen. In einem noch weiteren Sinne gehört auch die Natur zu dieser Geschichte, der evolutionäre Anlauf der Natur zur Hervorbringung des Menschen kann nämlich verstanden werden als der Umweg, der notwendig war, damit ein Wesen entstehen konnte, das seinen Schöpfer als dem Fremden gegenüber treten kann. Der evolutiv Gewordene nämlich kann sich weigern, seine Wurzel zu Gott zu sehen. Er kann sich nach seiner animalischen Abstammung, und deren Unschuld und Leidlosigkeit zurücksehnen. Er kann dieses unschuldige Tiersein zur Norm seines Handelns erheben, kann sich darin lösen von seinem göttlichen Ursprung. Er kann aber auch der Verführung folgen des göttlichen Wortes, das ihm sagt:

*Meinen großen, bei den Völkern
entweihten Namen,
den ihr mitten unter ihnen entweiht habt,
werde ich wieder heiligen.
Und die Völker – Spruch Gottes, des Herrn –
werden erkennen,
dass ich der Herr bin, wenn ich mich an
euch vor ihren Augen als heilig erweise.
Ich hole euch heraus aus den Völkern,
ich sammle euch aus allen Ländern und
bringe euch in euer Land.
Ich gieße reines Wasser über euch aus, dann
werdet ihr rein.
Ich reinige euch von aller Unreinheit und
von allen euren Götzen.
Ich schenke euch ein neues Herz und lege
einen neuen Geist in euch.
Ich nehme das Herz von Stein aus eurer
Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch.
Ich lege meinen Geist in euch und bewirke,
dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine
Gebote achtet und sie erfüllt.
Dann werdet ihr in dem Land wohnen,
das ich euren Vätern gab.
Ihr werdet mein Volk sein, und ich werde
euer Gott sein (Ez 36,22–28).*

Wir erleben heute diese Wahl sehr praktisch und sehr konkret. Entweder wir treten

in das Lager derer, die sagen „Du lebst nur einmal“ und die ein Maximum an Freude und Leidlosigkeit zum Programm ihres individuellen Lebens erheben, oder wir lassen uns betören von dieser Gottesverheißung, dass Gott allen Menschen ein Heil sein will, das alles bloß Natürliche bei weitem überbietet.

6. Gott und das Leiden

Leiden und Schmerz in der Welt als ganzer sind Aspekte einer bewegten Welt. Damit sind Leid und Schmerz verstehbar als Momente einer Welt im Werden. Sie sind damit aber nicht gerechtfertigt. Gott will nicht Leid und Schmerz und Menschen, die sich nicht als Tiere im Prozess der Evolution denken, sondern als Wesen, die ihren Ursprung darin erblicken, dass Gott sie zur Gerechtigkeit beruft. Diese Menschen aber stellen angesichts des Leidens ihrer Mitmenschen nicht die Frage: „Wie kann man dieses Leiden mindern und beenden?“ Der Wert aber, der darin besteht, dass viele Menschen, ja alle Menschen sich bekehren zu einer solchen Haltung freien Wohlwollens und Förderns der anderen, dieser Wert ist Gottes schöpferischer Wille für die Welt, mit ihm tritt der Mensch aus dem Bann des Vormenschlichen in die Dynamik der Heilsgeschichte, in der es auch Leiden gibt, aber über allen Leiden Gottes Verheißungen und Zusage, diese Welt in der Liebe der Menschen zueinander vollenden zu wollen.

7. Gottes Macht

Wenn wir vor dem Hintergrund von Geschichte und Vollendung von Gottes Macht zu sprechen lernen, beginnen wir wieder biblisch von Gottes Allmacht zu sprechen. Biblisch ist Gottes Allmacht nämlich nicht die abstrakte Macht eines Weltbeherrschers, der sich heute überlegt, diesen sterben zu lassen und morgen, jemand glücklich zu machen. Biblisch ist Gottes Allmacht, die erfahrbare Wirkung Gottes in der Welt an

der Güte der Menschen, die sich auf seine große Verheißung der Gerechtigkeit für alle einlassen.

Wenn wir so von Gottes Gnade und Gerechtigkeit sprechen, verliert die alte Alternative, nach der Gott entweder gerecht ist oder allmächtig, ihre Schärfe: Gott ist mächtig, aber er lässt das andere von sich in der Unvollkommenheit, Leidgeprägtheit und Sündhaftigkeit sein um des größeren Wertes seiner freien Zustimmung zur universalen Liebe Gottes willen. Gott ist gerecht, wo er mit dem Menschen um den Menschen kämpft. Wo wir an diesem Kampf Anteil gewinnen, drängt uns gerade Gottes Liebe, Gott zu drängen und zu bedrängen, dass er endlich den Tag heraufbringe, an dem alle Tränen getrocknet und alle Leidenden getröstet werden.

Religion in den Blättern

Eine Zeitungsschau am Jahresende 2007

Wie schon vor sechs Jahren einmal¹ habe ich die Tage nach Weihnachten genutzt, um die mir verfügbaren überregionalen Zeitungen und Magazine auf ihre Zeitansage zur Lage der Religion und des Christentums auszuwerten.² Bemerkenswert sind ein paar Trends: Es geht um die Lage des Christentums und der Kirche(n), da die Säkularisierung auch nach dem sprichwörtlichen 11. September fortgeschritten ist. Mehrfach wird der Zusammenhang von Religion und Öffentlichkeit bzw. Politik aufgegriffen. Die Blätter schreiben des weiteren über die Pluralität der Religionen in der einen Welt sowie über den Islam in Europa. Die Frankfurter Allgemeine (FAZ) macht am 22. Dezember ihr Feuilleton auf mit dem Artikel „Wir sind dann mal weg“. Der redaktionelle Untertitel enthält die These des Mitherausgebers Frank Schirrmacher, der als Verfasser zeichnet: Eine Gesellschaft, die immer älter wird, hat immer mehr Zeit für die letzten Fragen! Der Buchmarkt von HaPe Kerkeling über Manfred Lütz bis zu Robert Spaemann, so Frank Schirrmacher, biete ausreichende „Evidenz für Interessens- und Bedeutungsverschiebungen einer sich demographisch neu formierenden Gesellschaft“. Schirrmacher fragt sich: Wie wird 2020 die seelische Infrastruktur eines Landes beschaffen sein, „in dem ein Drittel der Bewohner – so viele werden nämlich die mehr als Sechzigjährigen sein – plötzlich mit der Lebenserwartung des Mittelalters in einer modernen Gesellschaft leben“? Der Autor sieht heute das popularisiert, was vor Jahrzehnten bereits Ernst Jünger vordachte und was Botho Strauß heute für einen relativ kleinen Leserkreis schreibt. Diejenigen, die in den siebziger Jahren zum Beispiel Hesses Siddharta

verschlungen, wachen nun mit der Frage auf: „Was haben wir angebetet all die Zeit?“ Das sei keine bloße Mode, sondern vermutlich eine neue Phase. Konjunktur für letzte Fragen ist also angesagt!

Der Religionsmonitor macht Schlagzeilen und Kommentare

Unter der Überschrift „Der Glaube wird frei“ stellt der Leiter des Politik-Ressorts und Stellvertretende Chefredakteur der Wochenzeitung „Die Zeit“³ die These auf, unsere deutsche Gegenwart werde zwar liberaler (und die Menschen weniger kirchlich), aber nicht weniger christlich. Bernd Ulrich stützt sich dabei auf den Religionsmonitor der Bertelsmannstiftung, der vor Weihnachten veröffentlicht wurde. 50 von 75 Millionen Deutschen gehören danach einer der großen Kirchen an und, wie Ulrich betont: „Sie glauben auch etwas.“ Dabei seien nicht bloß die Alten, sondern auch die Jungen gläubig, wenn sich diese auch deutlich weniger kirchenfromm verhielten. Der Autor stellt die These auf: Die Zahlen dieser Studie eigneten sich ganz gut für eine „kleine Offensive der Gläubigen“. Dazu jedoch werde es vermutlich nicht kommen, weil die entscheidenden Menschen „im Innenleben der beiden deutschen Kirchen“ dafür viel zu pessimistisch seien. Entscheidende Kirchenleute, nicht die Mitglieder der FDP, seien die „innigsten Anhänger“ der Säkularisierungsthese! Gerade sie befänden sich in einer „richtig herzhaften Untergangsstimmung“, und den Beweis für ihre Haltung sähen sie darin, dass das religiöse Wissen verdunste. Aber für Ulrich belegt die tägliche Verlust Erfahrung der Kirchendiener (zum Beispiel die wenigen Gottesdienstbesucher) keineswegs die Niedergangstheorie! Er führt, um diese zu erschüttern, den Hilfsbegriff des Glaubensnetto ein. Um (nur für diese Denkopration!) diesen Begriff zu bilden, will er vom Glauben der Menschen alles abziehen, was nicht zwingend dazugehört: die Sozialkontrolle und den Zwang zur kirchlichen Teilnahme; die Kritiklosigkeit bzw. die

Zweifelsfreiheit; materielle Belohnungen für Kirchenkonformität; und schließlich „Messen, die zum Zwecke der Einschüchterung des durchschnittlich gebildeten Publikums in Latein gehalten werden“. In all diesen Punkten hat sich, so Ulrich, in den letzten 40 Jahren Entscheidendes geändert und er fragt: Ist dabei der Glaube weniger geworden? Selbst darauf antwortend schreibt er „Spricht nicht eher alles dafür, dass das Glaubensnetto immer ungefähr gleich war?“ Hinter der „depressiven Selbstgewissheit“ vieler Christen stehe „das Problem, das sie mit der Freiheit haben“. Für den Verfasser spielt sich heute der Glaube in völliger Freiheit ab, und er schlägt vor, dies „als ein beglückendes Erlebnis“ zu empfinden. Auf Grund der demokratischen Entwicklungen in Europa und angestoßen durch das Zweite Vatikanische Konzil sowie die Studentenbewegung von 1968 sei es heute möglich, mit dem Glauben freiheitlich umzugehen und mit Zustimmung zu den „freiheitlichen Umständen“ die „kulturellen Auseinandersetzungen um den Glauben“ zu führen. Elementar, vielleicht selbstverständlich, aber auf jeden Fall wert, ins Gedächtnis der Christen gerufen zu werden, ist Ulrichs Schlussreflexion. Sie gilt den zwei Freiheiten des Christen: Zum einen ist es die Freiheit aus dem Glauben, die der Christ auch dann nicht verlieren kann, wenn er weltlichen Mächten unterworfen sei. Die andere Freiheit ist die politische, die aus der Freiheit des Individuums vor Gott herrühre und daher mit dem Pluralismus verknüpft sei. Und wegen dieser individuellen Verantwortung müsse, meint der Zeit-Journalist abschließend, eine Gesellschaft, die nur aus Christen bestehe, „gerade Christen sehr verdächtig vorkommen“.

Auf der Meinungsseite des Rheinischen Merkur schreibt der für die Berichterstattung aus der evangelischen Kirche zuständige Redakteur Wolfgang Thielmann einen Kommentar zur Aufgabe der religiösen Bildung für Staat und Kirchen. Er reagiert damit ebenso wie Ulrich in der Zeit auf den Religionsmonitor. Wie auch eine von der

EKD in Auftrag gegebene soziodemographische Untersuchung stelle dieser fest, dass die Religiosität in Deutschland stabil bleibe. Das Spannende daran, findet Thielmann, liege eine Ebene tiefer als die Äußerung zum Maß der Religiosität, nämlich in der fehlenden religiösen Bildung vieler religiös engagierter sowie auch kirchendistanzierter Christen. Die meisten von ihnen stellten sich die eigene Religion nach der Art eines Flickenteppichs zusammen und übersähen etwa, dass der Glaube an Reinkarnation und an Auferstehung nicht zusammenpassten. Es fehlt den meisten, findet der evangelische Journalist und Theologe, eine „gute Kenntnis“ der religiösen Zusammenhänge. Erst diese könnte dafür sorgen, dass Religion ihre gestaltende Kraft entfaltet. Daran aber müssen für Thielmann Staat, Gesellschaft und Kirchen ein gemeinsames Interesse haben und sich daher für eine frühe religiöse Bildung der Kinder und für einen guten Religionsunterricht in den Schulen einsetzen. Der Religionsmonitor bewegt auch „Die Welt“⁴ unter der Überschrift „Der Kraftquell der Kirchen“. Redakteur Matthias Kamann, gibt einige der mittlerweile weithin bekannten Daten aus der Studie wieder und kommt nach Gesprächen mit den evangelischen Praktischen Theologen Peter Bubmann (Erlangen-Nürnberg) und Jan Hermelink (Göttingen) zu dem Schluss, dass die Kirche ihre treuen Kirchenfernen durch möglichst große „Verlässlichkeit, Konstanz, Normalität und stabile Institutionalität“ pflegen sollte. Denn gerade die passiven Mitglieder wollen bei den Gelegenheiten, zu denen sie von ihrer Kirchenmitgliedschaft Gebrauch machen, ihre Kirche wieder erkennen. Auch sonst gelte für kirchliche Reformprozesse: „Religiöse Kommunikation verläuft über stabile Rituale.“

Abriss und Umnutzung von Kirchen

Unter der Schlagzeile „Der Zorn der Gläubigen“ schildert der Spiegel-Autor Bruno Schrep die Reaktion auf die Schließung von

96 Kirchen und die Zusammenlegung von 259 Gemeinden zu 38 Großpfarreien im Bistum Essen. Im Verlauf des Textes, der an einigen Beispielen zeigt, dass der Schließungsbeschluss nicht allorts ohne Widerspruch und ohne die Phantasie der Beharrlichen aufgenommen wird, zitiert Schrep den Diözesanbischof Felix Genn mit dem Satz: „Eine bestimmte Sozialgestalt der Kirche geht nicht zu Ende, sie ist zu Ende.“ Und Bistumssprecher Ulrich Lota hat dem Autor zufolge geäußert: „Der Glaube in dieser Gesellschaft ist regelrecht verdunstet. Über die Folgen darf sich niemand wundern.“ Im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung ist eine ganze Seite (5) der notwendigen Umnutzung von evangelischen und katholischen Kirchen in der Schweiz gewidmet. Der Autor Urs Hafner bezieht sich auf Grundlagenpapiere der Katholischen Bischofskonferenz und des Evangelischen Kirchenbundes der Schweiz zu diesem Thema. Der Grund für diese offiziellen Überlegungen und für die schon an mehreren Orten exemplifizierten Erfahrungen liegt nach Hafner im Prozess der Entkirchlichung seit den siebziger Jahren mit der allerdings „in jüngster Zeit abgeflachten Austrittswelle“. Für Basel-Stadt liefert der Autor ein aussagekräftiges Trend-Beispiel: Die Mitgliederzahl der evangelisch-reformierten Kirche sank dort in den letzten dreißig Jahren von 92.000 auf 32.000. Der Artikel geht auf die katholischen und evangelischen Experimente mit sog. Citykirchen ein. Er erläutert die Unterschiede des religiösen und theologischen Verhältnisses der Konfessionen zu ihren Kirchbauten und bringt anschauliche Beispiele für die Kirchen-Umnutzung in früheren Jahrhunderten. Daraus geht hervor, dass das Empfinden für die Sakralität der Kirchenbauten ein Ergebnis der Entwicklungen im 19. Jahrhundert ist. „Die Kirchengebäude besitzen heute für viele Menschen eine kaum antastbare Dignität, die in auffallem Widerspruch zu früheren Auffassungen steht.“ Die ausführliche Schlussreflexion des Verfassers gilt der für Christen und Muslime gegebenen Schwierigkeit, Kirchen auch zu Moscheen umzunutzen und

damit ihren gottesdienstlichen Charakter prinzipiell zu erhalten. Hier bestehen in der Sicht von Urs Hafner Denkblockaden, die, wie er durch ein Beispiel aus Amsterdam belegt (St. Ignatius wurde zur Fatih-Moschee), nicht notwendig sind. Der Weihnachtswunsch des Autors zum Schluss: „Zu hoffen bleibt, dass die einst nicht weniger die Allmacht Gottes als den Stolz der Stadtbürger symbolisierenden Kirchtürme in Zukunft nicht nur für das Ende einer Epoche stehen, welche unter anderem die kulturelle Blüte Europas hervorbrachte, sondern auch für etwas Neues.“ In einem polaren Verhältnis zu dem Text in der NZZ steht eine Kulturreportage im Rheinischen Merkur vom 20. Dezember. „Gottes neue Kathedralen“ ist der eine ganze Seite einnehmende Text überschrieben und schildert einen kleinen Trend, hochwertige neue Kirchen, Moscheen und Synagogen in deutschen Städten zu errichten. Die Aufmerksamkeit der Autorin konzentriert sich auf architektonisch herausragende Bauten, die zur selben Zeit errichtet werden, in der andernorts über Umnutzung oder Abriss von Kirchen nachgedacht wird: Herz-Jesu in München Neuhausen nennt sie avantgardistisch. Sankt Maria Magdalena, eine bi-konfessionelle Kirche in Freiburg-Rieselfeld, verfügt über zwei getrennte Kirchensäle, die für besondere Gottesdienste zu einem einschiffigen Großraum verbunden werden können.

Ist Religion fähig zur Freiheit?

Noch auf ihren Politikseiten bietet „Die Zeit“ dem Münchner Soziologen Ulrich Beck Raum für seine Thesen unter der Überschrift „Gott ist gefährlich“. Religion, so die von der Redaktion beigegebene Unterzeile, berge stets einen totalitären Kern. Auf die Spur der Beck'schen Meinungsäußerung führt allerdings eher die Fußnote: Der Verfasser wird im März 2008 seine neues Buch „Der eigene Gott“ herausbringen. Also knüpft dieser Text, und zwar auf ganz eigene Weise, an den Artikel von Bernd Ulrich an: Es geht um die individuelle Glaubens-

freiheit in einer religiös pluralen Welt sowie um die von Beck mit Skepsis gestellte Frage, ob die Kirche(n) mit ihrer durchaus nicht freiheitsfreundlichen Geschichte in der Lage sind, pluralitätsfreundlich mit dem Glauben umzugehen. Beck liebt zugespitzte, den Leser zum Widerspruch reizende Formulierungen. Zwar, schreibt er, hebe der christliche Glaube alle sozialen und nationalen Unterschiede auf, errichte jedoch „eine neue Fundamentalunterscheidung“: Glaube und Unglaube seien für ihn nicht versöhnbar, und den Ungläubigen werde „der Status des Menschen überhaupt abgesprochen“. Solche „Dämonisierung des religiös Anderen“ sei etwa im „Mischehenkrieg“ zwischen Katholiken und Protestanten des 19. und 20. Jahrhunderts anschaulich geworden. Bemerkenswert sei allerdings die von Hans Joas für die Ökumene der christlichen Konfessionen beschriebene Umkehrung: Heute müsse Joas zufolge nicht mehr begründet werden, wenn ökumenische Zusammenarbeit stattfinde, sondern wenn diese unterbleibe. In seiner zweiten These spielt Beck mit der Unterscheidung zwischen Religion (als System) und religiös (als Haltung und Praxis eines Menschen). Unter den Bedingungen der westlichen Liberalität schaffe sich der einzelne Mensch „in kleinen Glaubens Erzählungen“ immer mehr „seinen eigenen Gott“, so dass sich praktisch ein „Polytheismus des Religiösen“ an Stelle eines Monotheismus der Religion herausbilde. Zustimmend verweist Beck auf Peter L. Berger, der den japanischen Philosophen Nakamura zitiert: „Jeder intelligente Mensch in Asien weiß, das es viele Götter gibt und dass Dinge sowohl A als auch Nicht-A sein können.“ In seiner dritten These beschreibt der Münchner Soziologe wegen der neuen „universellen Nachbarschaft der Welt“, die eine „Berührung und Durchdringung“ der Weltreligionen zur Folge habe, eine neue Konfliktlinie, nämlich die „zwischen Glaubensströmungen, die den Zweifeln Raum geben, ... und denjenigen, die, um den Zweifel abzuwehren, sich in der konstruierten ‚Reinheit‘ ihres Glaubens verbarrikadieren“. Hier verortet Beck den „gegen die ‚Diktatur des

Relativismus‘ kämpfen(den)“ Papst Benedikt. Die dazu komplementäre vierte These nimmt den „protestantischen Theologennationalismus“ des 19. und 20. Jahrhunderts auf Korn, dessen „Germanisierung des Christentums“ (neben anderen Strömungen) dem Antisemitismus der Nazis den Weg gebahnt habe. In seiner fünften These schließlich hält Beck immerhin für möglich, dass die Hoffnung des Säkularismus auf einen Rückgang der Religion in der Moderne nicht zutrifft und fordert – für diesen Fall – eine zivilisierte Koexistenz der einander feindseligen Weltreligionen. Mit dieser Formulierung verschiebt Beck die seit Lessing gültige Gleichrangigkeit des Wahrheits- und des Friedensaspektes in der Toleranz der Religionen: Der Autor drückt seine Hoffnung auf die Möglichkeit einer Kooperation der Religionen am Weltfrieden aus. Diese Zusammenarbeit könnte für die unterschiedlichen Gruppen einen „Mehrwert“ besitzen, der stärker sei als die offenbar nicht überwindbare Intoleranz der Religionen in der Wahrheitsfrage. Tückisch jedoch die tiefe Skepsis, mit der Beck diese Erwartung fast schon wieder verneint: „Aber ist die Hoffnung auf eine Nächstenliebe ohne Todfeindschaft nicht das Unwahrscheinlichste, Naivste, Törichtste, Absurdeste, das man erhoffen kann?“

Weil dieses Thema in der gegenwärtigen intellektuellen Debatte so wichtig ist, überschreite ich hier die selbst gesetzte Begrenzung auf die beiden Zeitungswochen am Ende des Jahres und nehme einen Aufsatz hinzu, in dem Tine Stein⁵ auf Becks Thesen antwortet. Ebenfalls im Politikteil der „Zeit“ wirft sie Ulrich Beck Einäugigkeit vor. Niemand könne Inquisition, Kreuzzüge und gewalttätige Mission aus der Geschichte des Christentums tilgen. Doch sei dieser Zwang nicht inhaltlich durch die Religion gerechtfertigt. In der Bibel wie im Koran werde der Mensch vielmehr als Subjekt freier Gewissensentscheidungen vorgestellt. Es habe „im Christentum eine unfassbar lange Zeit gebraucht, bis sich christliche Würdenträger zu dieser Wahrheit durchgerungen haben“,

dass um der inneren Freiheit willen die äußere Freiheit notwendig ist und letztlich aus diesem Grund, zumindest im westlichen Christentum, religiöse Autorität und weltliche Macht getrennt wurden. Gewalt sei etwas, das zum Menschen gehöre, und nicht die Religion sei ihre Wurzel. Der „größte Zivilisationsbruch“ sei von den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts ausgegangen. Und dass die Würde jedes einzelnen Menschen unantastbar ist, „diese Erkenntnis hat ihren geistesgeschichtlichen Ursprung im Zentrum der christlichen Überlieferung“. Dabei müsse es unter den Bedingungen der kulturellen und religiösen Pluralität „unterschiedliche Begründungszugänge“ zu dieser Erkenntnis mit gleicher Legitimität geben. Die Behauptung, Religion vernichte die gleiche Würde aller Menschen, sei „historisch wie systematisch absurd“. Die in Becks fünfter These geäußerte Forderung, die Wahrheitsfrage in der Kooperation der Religionen auszuklammern, bestreitet Stein ebenso vehement: „Wahrheit (muss) nicht durch Frieden ersetzt werden.“ Ein Problem sei nicht die Mission um der religiösen Wahrheit willen. Das Problem entstehe erst, „wenn dabei Zwang verwandt wird“. Der abschließende Gedanke der Berliner Politikwissenschaftlerin setzt einen Akzent, den Becks Thesen nicht berühren: Über dem „gefährlichen Potenzial der Religion“ darf „ihre Kraft, Zusammenhalt zu stiften“ nicht vergessen werden. Kommentarlos zitiere ich die den Beitrag abschließenden Sätze: „Die Gegenwart zeigt also ein ambivalentes Bild. Gewiss kann die Religion für partikuläre Zwecke instrumentalisiert werden und Konflikte anheizen. Aber zugleich stellt die Religion selbst die Hoffnung dar, dass der Mensch seiner Gefährdung nicht erliegt.“ Ein Leserbrief zum Text von Beck drückt dasselbe unter Bezug auf 1 Kor 13 aus: „Nicht Gott ist gefährlich, sondern Religion ohne Liebe.“⁶

Zu dieser Auseinandersetzung hat Franz Kamphaus einen ausführlichen Beitrag geliefert: „Wie werden Religionen friedensfähig?“ Der Bezugspunkt, den der Autor und

Bischof in der FAZ an Weihnachten wählt ist der Westfälische Friede, mit dem 1648 Protestanten und Katholiken einen Schlussstrich unter die Konfessionskriege zogen. Zwischen ihnen soll, wie es in einem Absatz des Dokumentes steht, „vollständige und gegenseitige Gleichheit herrschen, sodass das, was für den einen Teil Recht ist, auch für den anderen Teil Recht sein ... soll“. Damit ist, so der Bischof, das Maß bloßer Toleranz überschritten. Nicht nur Duldung, sondern rechtliche Gleichstellung vor dem Staat, der sich den Religionen gegenüber neutral verhält, wurde vereinbart. Der Autor räumt ein, dass die katholische Kirche lange gebraucht hat, bis sie sich auf diese Prinzipien einlassen konnte, und fragt für die Gegenwart: „Ist das Konzept eines islamischen Staates für den Islam als Religion aufgebbar?“ Die katholische Kirche konnte nach Kamphaus den Sinneswandel von einem Staat, der ihre Lehre mit seinem weltlichen Arm ausführt, zu einem religiös neutralen Staat, der über die Gleichheit aller Menschen wacht, nach einem langen Prozess der Neuinterpretation der Glaubensquellen vollziehen, „weil kaum eine andere Religion die einzelne Person so in die Mitte des Glaubens rückt wie die christliche“. Wie sich die Christen mit Blick auf die Bibel zur Anerkennung der staatlichen Neutralität und zur Gleichheit aller Menschen jeglicher oder auch keiner Religion durchgerungen haben, so sollte es auch für Muslime gelten, ihre Quellen „mit dem Blick auf die Zeichen der Zeit“ zu interpretieren. „Der wichtige Grundsatz, niemand dürfe zum Glauben gezwungen werden (vgl. Sure 2,256), kommt erst dann voll zum Tragen, wenn er auch die Freiheit garantiert, den Glauben aufzugeben, ihn anders zu verstehen oder sogar zu verachten. Doch Religionsfreiheit und Menschenrechte machen, so Kamphaus, die Toleranz keineswegs überflüssig, und er bezieht sich wie der oben genannte Leserbrief auf 1 Kor 13,7: „Die Liebe erträgt alles.“ Nicht gegenseitige Gleichgültigkeit, sondern Duldung „zwischen Ablehnung und uneingeschränkter Bejahung ... verhindert, dass eine Gemeinschaft wegen ihrer inneren

Vielfalt auseinander bricht“. Da bisher keine Religion die Gewalt aus der Welt schaffen konnte, müsse aber der Staat die Machtmittel besitzen, das Gewaltpotential der religiösen Fundamentalisten, die sich, wie der Bischof bemerkt, vor dem Schmerz der Verschiedenheit in die Gewalt flüchten, notfalls mit Gegengewalt bekämpfen. Die Religionen selber aber müssten mit anderen Mitteln gegen die scheinbar durch Religion motivierte Gewalt vorgehen: „Wenn die größte Gefahr von der abgründigen Verkehrung ausgeht, durch Religion Menschen in lebende Bomben zu verwandeln, dann ist die Religion herausgefordert, sie zu entschärfen, oder besser: die Menschen gegen diese Mutation zu immunisieren. Ihre Aufgabe ist nicht so sehr die politische Aktion, sondern die harte Seelenarbeit am inneren Frieden durch Askese, Meditation und Gebet.“ Und auch hier sieht der langjährige Bischof Christen und Muslime im selben Boot, denn wichtiger als der „kleine Dschihad“, also die gewaltsame Auseinandersetzung, sei im Koran der „große Dschihad“, der innere Kampf des Muslim in seinem Herzen um Frieden und Glauben.

Während das Hamburger Nachrichten-Magazin sich bisher mit Titelgeschichten an Weihnachten der Lage des Christentums als der im Westen dominanten Religion widmete, kam es Ende vergangenen Jahres mit einem für die heutige Debatte sehr spezifischen Titel heraus.⁸ Da Berührungen zum Text von Franz Kamphaus bestehen, sollen daraus wenigstens einige Hauptgedanken wiedergegeben werden. Am Beispiel einiger in Europa bekannt gewordener muslimischer Koraninterpreten (Abu Said aus Ägypten, Fatima Mernissi aus Marokko und Shirin Ebadi aus dem Iran) machen die Autoren deutlich, dass inzwischen prominente Experten und Expertinnen innerhalb der islamischen Richtungen für eine liberale, die Zeichen der Gegenwart beachtende Koran-Interpreten eintreten. Es wird nicht bestritten, dass diese eine Minderheit bilden. Doch immerhin können westliche Experten für den Islam wie die deutschen Orientalisten

Stefan Wild (Bonn) und Angelika Neuwirth (Berlin) darauf verweisen, dass sie nunmehr auch in den orientalistischen Zentren des Islam Beachtung finden. Der Meinungsbeitrag von Leon de Winter bietet unter der Überschrift „Gottes Boten in der Fremde“ eine zentrale These: Europäische Muslime haben die Chance, einen liberalen Islam innerhalb der westlichen Gesellschaft zu begründen“. Die Aufforderung an die Europäer, die der Autor formuliert: „Wenn wir in Europa an unsere eigenen Werte, unseren eigenen Beitrag zur Gesellschaftsentwicklung und an den Fortschritt der Künste und Wissenschaften glauben, müssen wir muslimische Einwanderer dabei unterstützen, ihre Ziele und Träume in Freiheit zu verwirklichen, ohne dabei den weltlichen Ansprüchen des Islam eine Chance einzuräumen.“ Für Leon de Winter deutet alles darauf hin: „Europa wird nicht islamisiert, sondern der Islam europäisiert.“

Religion in Kultur und Politik

Wie immer bieten die Feuilletons zu Weihnachtszeit die passenden Themen. Dabei ist stets von Interesse, welche sie dabei auswählen. Sigrid Weigel⁹ rezensiert auf der Literaturseite der SZ an Weihnachten ausführlich zwei prominente Neuerscheinungen zu dem populären Thema Engel. Es handelt sich zum einen um die Arbeit „Das Schweigen der Engel“ von Andrei Plesu¹⁰, zum anderen um das kleine Werk des italienischen Philosophen Giorgio Agamben „Die Beamten des Himmels“¹¹. Beide Bücher fußen interessanter Weise auf der Engellehre des Thomas von Aquin. Der erstgenannte Titel stellt ein Bekenntnis zur Existenz der Engel dar, und sein Autor will der Angelologie ihre kulturelle Würde und existentielle Prägestkraft zurückgeben. Er tut dies, indem er die ontologische Dignität der Engel als Zwischenwesen zwischen Geist und Leib sowie zwischen Gott und Mensch beschreibt. Dem Sozialphilosophen Agamben dagegen geht es um die Rolle der Engel beim Vollzug der göttlichen Weltregierung, bei der sie die Rolle von Beamten überneh-

men. Agambens Ambitionen gehen weit über Religiöses und Binnen-Theologisches hinaus. Mehr als die Engelskunde sucht er eine Vermittlung zwischen dem modernen säkularen Konzept der Gouvernamentalität, das auf Michel Foucault zurückgeht, und der politischen Theologie, die ihren konservativen Großmeister Carl Schmitt nicht loswerden kann. Agamben, der nach überkommenen Schemata der Linken angehört, will Politik nicht losgelöst von Theologie betrachten und dennoch keine Sakralisierung der politischen Macht betreiben, wie es der autoritären Denkart Schmitts entspräche. Es spricht für die empfundene Bedeutung der beiden rezensierten Bücher über Engel, dass gleichzeitig mit der Rezension in der SZ positive Besprechungen dieser Neuerscheinungen in der FAZ und in der Zeit erschienen sind.

Das Feuilleton der FAZ macht an Weihnachten mit einer ausführlichen Besprechung des kirchengeschichtlichen Fachbuches „Die Anfänge von Weihnachten“ von Hans Förster auf.¹² Der Rezensent und Feuilletonredakteur Jürgen Kaube referiert die These des Buches ausführlich: Weihnachten und Epiphanie hätten keine oder nur schlecht belegte Vorgängerfeste im heidnischen Kalender der Antike. Der seit dem 4. Jahrhundert begangene Weihnachtstermin berechnet sich Förster zufolge also nicht nach einem erdachten Fest des Unbesiegbaren Sonnengottes. Kaube schreibt: „Förster lässt das Fest aus dem Geist des Tourismus entstehen.“ Man habe den Ort der Geburt Jesu gekannt und eine Basilika darüber errichtet, um Wallfahrern eine angemessene Andachtsstätte zu bieten. Nun brauchte man noch ein Datum der Geburt, damit sich mit dem Ort auch ein Fest verbinden konnte und man wählte den 25. Dezember als „Geburtstag des Tages“ (Augustinus), von dem an das Licht allmählich zunimmt. Nun hätten alle Christen, auch die, die keine Wallfahrt nach Bethlehem unternehmen konnten, an einem bestimmten Tag die Geburt des Gottessohnes in Bethlehem festlich begehen können. Zum selben Datum

bringt die SZ auf ihrer Literaturseite die Rezension des Berliner Geschichtswissenschaftlers Alexander Demandt zu diesem Buch. Dieser geht allerdings schärfer mit der These Försters ins Gericht als Jürgen Kaube und besteht auf dem bisherigen common sense der Geschichtswissenschaftler, dass Weihnachten und Epiphanie auf heidnische Vorgängerfeste zurückgehen. Sein Hauptargument ist dabei das konventionelle der Religionsgeschichtler: „Eine solche komplexe Entstehungsgeschichte verbindet das Christentum mit allen anderen Religionen, die ausnahmslos auf benennbaren irdischen Voraussetzungen beruhen.“

Fazit

Was lässt sich sagen, wenn die im weitesten Sinne religiösen Themen der Zeitungen in der Weihnachtszeit 2007 an einem vorbeigezogen sind? Vielleicht am ehesten das: Man darf davon ausgehen, dass Zeitungsleute nicht aus freiem Wohlgefallen ihre Themen wählen, sondern einen zumindest angenommenen Markt damit bedienen. Unter dieser Voraussetzung ist es in hohem Grad bemerkenswert, dass die Dichte der religiösen bis theologischen Informationen und Meinungsäußerungen zumindest in der traditionell religiös am meisten aufgeladenen Zeit des Jahres nicht nachlässt. Es besteht beim Leserpublikum eine Erwartungshaltung für diese Art der Lektüre. Also gibt es noch so etwas wie – das Wort sei erlaubt – eine dichte volksreligiöse oder sogar volkskirchliche Leserschaft bei den Käufern der gehobenen Presse, und das nicht nur bei den konservativen Anteilen dieser Schicht. Zu den Inhalten sei nur so viel abschließend bemerkt: Christliche Pastoral sollte die säkularen Medien auf ihre „Fremdprophetien“ befragen. Wenn die Zeitungen zu Weihnachten 2007 solche enthalten, dann ist auf allen Ebenen zweierlei zu betreiben: Zum einen die Pflege des inhaltlichen Zugangs zum Glauben mit den Mitteln des Unterrichts, der Bildung, der Predigt, der Medienarbeit auch über den

kleinen gemeindlichen Raum und die Gruppe der regelmäßig Teilnehmenden hinaus. Wenn es noch Ressourcen in der Kirche gibt, so sind sie hier am besten zu investieren. Zum anderen ist auf allen Ebenen an der Freiheitsfähigkeit der Christen und damit zugleich am Respekt vor der Freiheit der Anderen zu arbeiten. Diese Freiheit ermöglicht die Entscheidung und Entschiedenheit der einzelnen für den Glauben. Sie fördert das friedliche und tolerante Zusammenleben zwischen den Gläubigen verschiedener Religionen und Konfessionen. Sie hilft der Zivilisation der einen Menschheit auf. Ohne ein in der Kirche allgemein geteiltes und nachhaltig gepflegtes Gefühl für die Würde jedes einzelnen und den Respekt vor seiner Freiheit kann ein glaubwürdiges Zeugnis für Jesus Christus als Erlöser aller Menschen in einer von religiöser Vielfalt und Wahlfreiheit geprägter Atmosphäre nicht gegeben werden.

- ⁸ Der Spiegel, Nr. 52 vom 22. Dezember, bringt – auf den Seiten 18 bis 37 – unter der Gesamtüberschrift „Der Koran. Das mächtigste Buch der Welt“ drei Texte: Der ausführliche Sachtitel liefert Informationen über den Koran und seine modernen Interpreten. Ein Kasten informiert darüber, wie deutsche Orientalisten den Anfängen des Koran auf die Spur kommen wollen. Ein Gastbeitrag des niederländischen Autors und Nachkommen von orthodoxen Juden Leon de Winter argumentiert für seine These, dass sich die Zukunft des Islam nicht in Saudi-Arabien, sondern in Europa entscheide.
- ⁹ Die Autorin ist Direktorin des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin.
- ¹⁰ Verlag Berlin University Press; der Autor ist der frühere rumänische Außenminister.
- ¹¹ Erschienen im neuen Verlag der Weltreligionen im Haus Suhrkamp; Agamben ist ein in Italien sehr bekannter Philosoph.
- ¹² Der Verfasser ist Althistoriker und Papyrologe in Wien und hat bereits im Jahr 2000, ebenfalls im Verlag Mohr Siebeck, seine Dissertation über die Anfänge von Weihnachten und Epiphanie veröffentlicht.

Anmerkungen:

- ¹ Damals im Zeichen der Religionsfragen nach dem 11. September 2001, unter dem Titel „Fehlt Gott?“ in dieser Zeitschrift veröffentlicht: Pastoralblatt 2/2002, 35–40.
- ² Wegen des diesjährigen Weihnachtstermins an einem Dienstag erschien es mir plausibel, die Blätter folgender Erscheinungsdaten auszuwählen: Die Tages- und Wochenzeitungen, die zum 4. Advent erschienen, Tageszeitungen vom Heiligen Abend sowie Wochenblätter, die zwischen Weihnachten und Neujahr auf den Markt kamen, und schließlich die Zeitungen zu Silvester. In einem Fall ging ich ein paar Tage später aus thematischen Gründen darüber hinaus zum ersten Erscheinungstag 2008.
- ³ Nummer 52 vom 19. Dezember.
- ⁴ Im politischen Teil der Weihnachtsausgabe, S. 3.
- ⁵ Die Autorin ist Privatdozentin für Politische Theorie an der FU Berlin und Mitarbeiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- ⁶ Der Leserbrief in derselben Ausgabe auf S. 43 stammt von Prof. Dr. W. Leisenberg.
- ⁷ Die FAZ bietet dem emeritierten Limburger Bischof dafür eine ganze Seite im Politikteil ihrer Weihnachtsausgabe.

Hinweis der Redaktion zu Pbl 1/08:

Durch ein Versehen stimmten in der Januarausgabe des Pastoralblatts der auf dem Deckblatt zur Rezension angezeigte Titel von Pfarrer Klaus-Peter Vosen und das tatsächlich besprochene Buch nicht überein. Erst kurz vor Drucklegung wurde der Redaktion bekannt, dass Vosens Buch z.Zt. vergriffen ist. Die entfallene Rezension ist auf der Internetseite des Pastoralblatts nachzulesen. Den Fehler auf der Titelseite bitten wir zu entschuldigen. Dafür finden Sie in diesem Heft eine Rezension zur neuesten Veröffentlichung des Autors.

Die Sinusmilieustudie in der Pastoral

Pastorale Planung wird klarer und schneller, sie macht vor allem viel Spaß

In der bisherigen (idealtypischen) pastoralen Konzeptarbeit wurden Analysen, theologische Grundlagen, Zielsetzungen, Zielgruppen, Arbeitsformen, Verantwortlichkeiten u.ä.m. auf unterschiedliche Art und Weise miteinander verknüpft, um auf der Grundlage von Schrift und Tradition eine zeitgemäße pastorale Praxis zu entwickeln. Im gemeindepastoralen Alltag meldeten Hauptamtliche nicht selten, dass sie im Alltagsgeschäft derart stark eingebunden sind, dass solche Konzeptansätze zwar sinnvoll und nachvollziehbar sind, jedoch aus Zeitgründen kaum eine Chance haben. Ehrenamtliche haben allein vom Zeitbudget her noch viel weniger Möglichkeiten eine derart anspruchsvolle Konzeptarbeit aufzugreifen. Konzeptarbeit in diesem Sinn wurde daher nicht selten als intellektualistisch und praxisfern erlebt, auch wenn die Ansprüche eher unstrittig waren.

Diese Diskrepanz von Anspruch und Realisierung hatten viele Vorschläge in Form von Arbeitshilfen und Anregungen hervorgebracht, ohne dass sich an dieser Diskrepanz im Grundsatz etwas änderte.

... und nun noch die Sinus-Milieustudie?

Die Hauptabteilung Seelsorgebereiche des Erzbistums Köln setzt seit etwa einem Jahr die Sinus-Milieustudie ein, weil über die

Hälfte der Seelsorgebereiche eine Einführung in diese Studie angefragt hat. Inzwischen neigt sich die Phase der Erstinformation dem Ende zu und es gibt erste Erfahrungen, wie die Kenntnisse der Studie mit der pastoralen Realität vor Ort verknüpft werden können. Dabei erleben alle Beteiligten gleich mehrfach Überraschungen. Mit Sinus wird nicht nur die eigene Situation vor Ort quasi hologrammartig sichtbar und sehr schnell klar, auch die Motivation für ein kirchliches Engagement am Ort steigt deutlich. Darüber hinaus werden Entscheidungsfreude und -sicherheit erlebt, Haupt- und Ehrenamtliche erfahren ein gemeinsames Engagement für ihr Christ- und Kirchesein, sozusagen auf Augenhöhe. Spaß, Engagement und Geschwindigkeit öffnen regelrecht ein Tor für eine spannende und motivierende pastorale Planung.

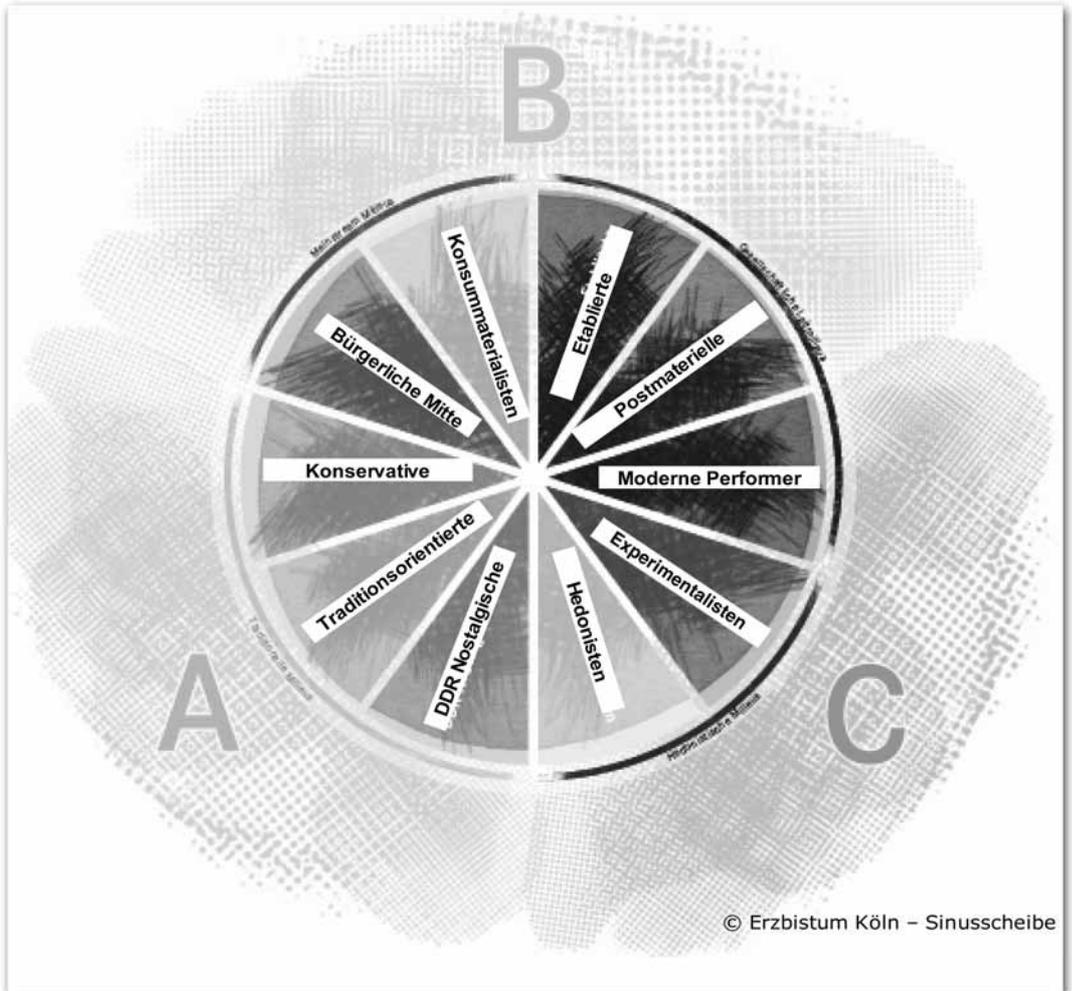
Die eindeutige Stärke dieses neuen Ansatzes ist, so die Rückmeldungen aus den ersten Einsätzen der Milieustudie: Pastorale Zusammenhänge werden vor allem sichtbar. Die Visualisierung von Zusammenhängen ist offenbar die große Stärke des Einsatzes der Studie. Örtliche Bedingungen werden auf die Gemeinde hin anschaulich. Das Maß an Klarheit und Einprägsamkeit bewirkt ohne seitenlange Texte oder Gedankenketten eine (Selbst-)Verständlichkeit und Entscheidungsklarheit. Motivation und Kommunizierbarkeit steigen erheblich, was dem Christ- und Kirchesein vor Ort einen deutlichen Auftrieb gibt. Zusammen mit den Mosaikdaten stellt die Sinusstudie für alle Beteiligten ein Medium dar, das der pastoralen Planung regelrecht einen Ruck gibt.

Wie solche Effekte unter dem Einsatz der Sinusstudie entstanden sind, soll im Folgenden kurz dargestellt werden. Anschließend werden pastoraltheologische Reflexionen versucht.

Das Beispiel: eine Gebäudeplanung mit Sinus

Von entscheidender Bedeutung war zunächst die Änderung der bekannten Kartoffelgrafik in eine *Sinusscheibe*. Auf dieser Scheibe wurden alle 10 Milieus dargestellt, doch von den Werteorientierungen A für traditionsorientierte Werte, B für Modernisierungswerte und C für Neuorientierungswerte umgeben, vgl. Grafik.

entierungen in pastoralen Aktivitäten, Gebäuden, Außenanlagen, Raumgestaltungen, Öffentlichkeitsarbeit u.v.m. zur Darstellung bringen – so die Arbeitshypothese. Diese Analogie vorausgesetzt wurde eine Form gesucht, um die unterschiedlichen ästhetischen Mitteilungen einer Gemeinde abbilden zu können. Die Kuchengrafik schien zunächst am geeignetsten, weil sie offen genug ist verschiedenste ästhetische Kontexte aufzunehmen und außerdem ein hohes



Wenn es stimmt, dass Menschen ihre Werteorientierungen im Alltag zur Darstellung bringen, dann muss dies auch analog für Gemeinden gelten, die ebenfalls ihre Werteori-

Maß an Variabilität und Komplexität im Zusammenhang darstellen kann. Die Sinusscheibe wurde als Tischvorlage für die Beteiligten angefertigt. Mit dieser Scheibe

wurden zunächst die zehn Milieus in einem Schnelldurchlauf den Beteiligten mündlich vorgestellt, um ein Minimum an Milieukenntnissen und -sichtweisen voraussetzen zu können.

In unserem konkreten Beispiel ging es um die Gebäudeplanung einer Kirchengemeinde. Die Herausforderung bestand darin, die Vorgabe der Reduktion von Versammlungsflächen (Pfarrheim) mit einer zufällig zeitgleich anstehenden umfassenden Sanierung des großen Kirchenbaukörpers zu verbinden. In einem mehrmonatigen Prozess von Team, Vertretern des Kirchenvorstandes und des Pfarrgemeinderates sowie zweier Referenten des Erzbischöflichen Generalvikariates (Referenten für Pastoral- und Gemeindeentwicklung und Referentin für Bau) wurden Lösungen im Bestand des Kirchenbaukörpers diskutiert. Vertreter der Kirchengemeinde verknüpften die Sanierung mit einer Verlagerung der Versammlungsflächen ins Langschiff der Kirche und in den Kirchturm. Aus Sicht der Bistumsreferenten sollte eine Lösung jedoch nicht vom Bestand, sondern von der künftigen Nutzung ausgehen. Dieser Ansatz lies sich jedoch nicht einvernehmlich abstimmen, bis es zum Einsatz der Milieustudie und der Mosaikdaten kam. Vier Schritte in einer einzigen Sitzung hatten gereicht, um den Lösungsansatz mit der künftigen Nutzung zu verknüpfen und nicht mehr primär vom Bestand auszugehen. Was war geschehen, dass es durch den Einsatz von Sinus nicht nur zu einem Nutzungsansatz, sondern damit auch zu einem für die pastorale Zukunft des Standortes weit reichenden Lösungsansatz kam?

Das Vorgehen

1. Schritt: Selbsteinordnung in die Milieulogik

Nach der kurzen Darstellung der verschiedenen Milieus und ihrer ästhetischen Mitteilungen wurden die Teilnehmer der

Konzeptgruppe aufgefordert, sich selbst einem Milieu persönlich zuzuordnen, das am treffendsten zu ihnen passt. Anschließend wurde in einer kurzen Reaktionsrunde deutlich, dass sich die Akteure bis auf eine singuläre bürgerliche Zuordnung zu etwa gleichstarken Teilen postmateriell und traditionsorientiert verteilten, vgl. in der Grafik die rechteckigen Stellvertreter. In einer kurzen Reaktionsrunde, zeigten sich die Teilnehmer verwundert über die Möglichkeit der Zusammenarbeit. Ohne weitere Diskussion darüber wurde der zweite Schritt eingeleitet.

2. Schritt: Zuordnung des pastoralen Programms

In einem zweiten Schritt ordneten die Bistumsreferenten das pastorale Programm der Gemeinde der Sinusscheibe zu, und zwar unter der Fragestellung, welche ästhetischen Signale mit den einzelnen pastoralen Aktivitäten dieser Gemeinde gesetzt werden, vgl. dreieckige Stellvertreter auf der Grafik. Es ging u. a. um den Kirchenchor, die Messdiener, die Schützenbrüder, die Bücherei, die Pfadfinder u. ä. Während die Bücherei eher einem bürgerlichen Milieumuster entspricht, folgte das Programm der Pfadfinder dieser Gemeinde eher einer experimentellen Logik. Die übrigen Programmpunkte, Kirchenchor, Schützenbrüder, Messdiener... ordneten sich komplett in die traditionsorientierte Ästhetik ein.

Auch nach dieser Zuordnung wurde eine kurze Reaktionsrunde durchgeführt mit dem Ergebnis, dass die postmateriellen Akteure ihr Erstaunen und ihre Ratlosigkeit über den stark besetzten Traditionsbereich äußerten. Außerdem wurde bemerkt, dass es keine postmaterielle Programmatik in der Gemeinde gab. Es schien nur schwer vorstellbar, wie denn Postmaterielle angesichts des starken Traditionsbereichs überhaupt etwas in der Gemeinde bewegen könnten. Nach dieser Meldung ging es ohne weitere Diskussion in den dritten Schritt.

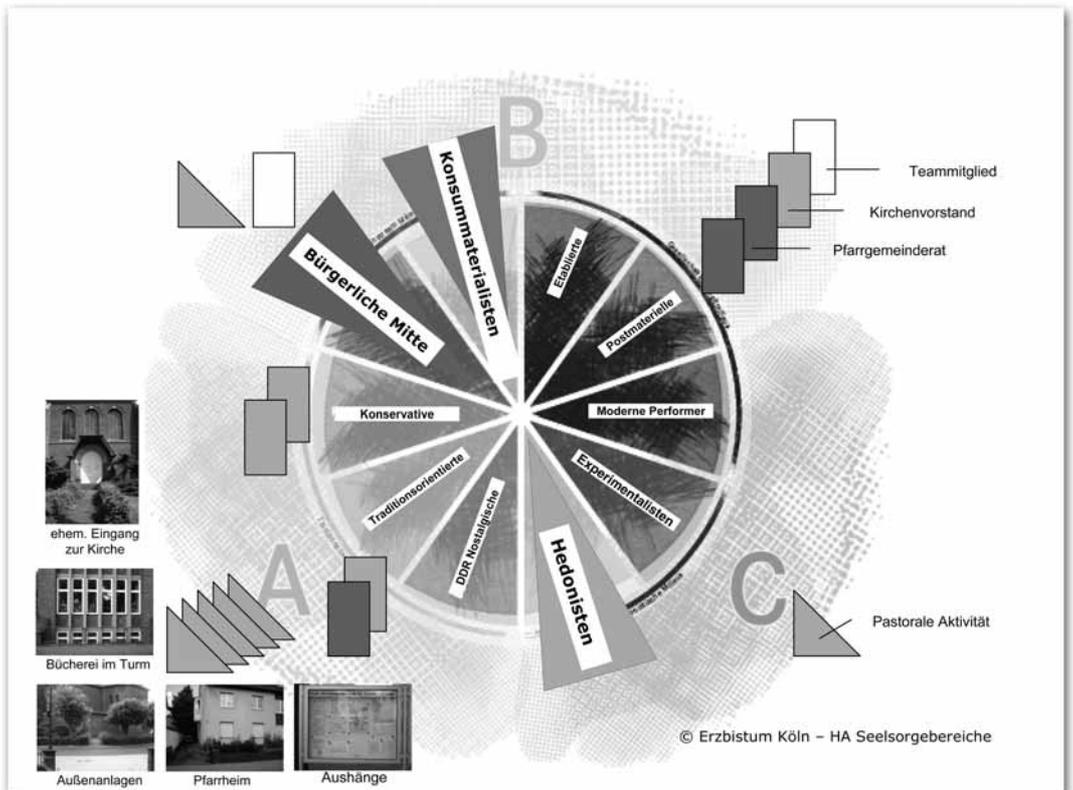
3. Schritt: Einspielung der soziografischen Mosaikdaten von microm

Im dritten Schritt wurden die Mosaikdaten der Firma microm eingespielt, d. h. jene Daten, die die Verteilung der Milieus im Stadtviertel abbilden. Microm weist drei dominierende Milieus in diesem Viertel zu je 20 % hedonistisch, konsummaterialistisch und bürgerlich aus. Auch diese Information wurde der Sinusscheibe zugeordnet, vgl. die großen Kuchenstücke auf der Grafik. In der Reaktion auf diese Daten fasste ein Teilnehmer die Aussagen dahingehend zusammen: Wir leben an den Menschen vorbei. Wiederum ohne weitere Diskussion ging es damit in den vierten und letzten Schritt.

4. Schritt: Gebäude- und Informationsästhetik

In diesem Schritt wurden Fotos des Kirchengebäudes, der Außenanlagen, der Ver-

sammlungsflächen und der Aushänge der Sinusscheibe zugeordnet. Die Fotos hatten die Referenten Tage zuvor angefertigt, um sozusagen den ungetrübten Blick eines *Fernstehenden* in den Horizont der pastoralen Planung zu stellen. Die ästhetischen Signale des Kirchenbaukörpers, der Außenanlagen und der Aushänge machten klar, dass die gesamte Gebäude- und Informationsästhetik einem traditionsorientierten Muster entsprach, das vor allem die Zugehörigkeit voraussetzte. Nur wer zur Gemeinde zugehörig ist und das in einer gewissen Präsenz im Gemeindeleben, der versteht diese ästhetischen Signale dieser Gemeinde. Mit anderen Worten, die Gebäude- und Informationsästhetik produziert Ausschlüsse bzw. machte es kirchlich *Fernstehenden* schwierig, überhaupt ins Gemeindegesehen hineinzuschauen, geschweige denn hineinzugehen. Der Kirchenbaukörper, die Außenanlagen und die Aushänge teilen ästhetisch gesehen Signale wie Sicherheit,



Stabilität, Wehrhaftigkeit, Schutz und ein Entweder-Oder mit. Aushänge können im Wesentlichen nur bereits Zugehörige verstehen, weil die verschiedenen Informationen und Gruppen eher für Mitglieder entworfen sind.

In der Reaktion auf diese Meldungen formulierte die Konzeptgruppe zunächst Aussagen wie: Die Kirchengemeinde werde vor diesem Hintergrund keine Zukunftschancen haben, wenn sie so weiter macht wie bisher. Dann aber entstanden absolut überraschenden Aussagen wie „Wir müssen uns pastoral öffnen und dies im künftigen Kirchengebäude, in den Außenanlagen und in unserer Gemeinde abbilden“, oder „Wir müssen transparenter werden, was die Informationen angeht“ und „Wir müssen ein Ort der Begegnung für die Menschen in unserem Stadtviertel werden“. Mit diesen drei Meldungen endete der vierte Schritt: Erstaunen, Motivation, Perspektiven.

Effekte des Einsatzes der Studie pastoraltheologisch und praktisch gedeutet

Der Einsatz der Sinusstudie hat zusammen mit den Mosaikdaten pastoraltheologische und pastoralpraktische Implikationen, die wir kurz aufgreifen wollen.

Visualisierung pastoraler Kontexte

Die Sinus-Milieustudie thematisiert in erster Linie alltagsästhetische Aspekte einzelner Menschen und ordnet sie bestimmten Werteorientierungen zu. Die Kategorien der Sinusmilieus lassen sich auch auf die Alltagsästhetiken von Gemeinden anwenden. Wenn auf diese Weise pastorale Zusammenhänge visualisiert werden können, ergeben sich andere Erkenntnisse und Motivationen als durch Texte oder Gespräche, wie sie bisher in der pastoralen Praxis weitgehend üblich waren und sind. Nicht nur Texte und Sprache, sondern auch ästhetische Eindrücke von Gebäuden, Außenanlagen, Aus-

hängen, Bilder, Fotos, Programmatiken, Ankündigungen, Informationen u.ä.m. wirken auf Menschen, denen wir etwas bedeuten, mitteilen und verkünden wollen. Deshalb vermitteln die ästhetischen Eindrücke auch Botschaften ganz eigener, eher spontaner Art, die weniger auf Reflexion angelegt sind. Neu ist die optische Erfassung, die Visualisierung von Werteorientierungen einer Gemeinde. Mit anderen Worten, mit Sinus können pastorale Entscheidungen von Gemeinden visuell auf lebensräumliche und lebensweltliche Kontexte bezogen werden, was nicht nur die Geschwindigkeit von Planungsprozessen erhöht, sondern zugleich die Einprägsamkeit von komplexen Zusammenhängen. Die analytische Seite der pastoralen Planung wird deutlicher und führt zu schnelleren und kontextuellen Entscheidungen in der pastoralen Planung.

Lebenswelt und Wertewelt wertschätzen

Die Logik der Sinusmilieus integriert Lebenseinstellungen, Hoffnungen, Erwartungen, Werteorientierungen und Ansprechbarkeiten der Menschen.

Die soziografischen Daten von microm, die so genannten Mosaikdaten, geben diesen Orientierungen Adressen. Für die Ausrichtung der Pastoral und der Seelsorge ist dies eigentlich immer schon von größter Bedeutung gewesen, jetzt jedoch mit einem erhöhten Maß an Aktualität und Kontextualität. Hoffnungen, Erwartungen, Lebenseinstellungen, Werteorientierungen können mit Sinus als Lebensleistungen begriffen werden, die Menschen für ihr Leben in dieser komplexen Welt erlernt haben, mit denen sie in Kommunikation eintreten und die Kontexte bestimmen. Menschen in der pastoralen Planung so wahrzunehmen, bedeutet von vornherein sie wertzuschätzen.

Adressaten- statt Zielgruppendenken

Im Zusammenhang mit Sinus werden die bisherigen Zielgruppen der Pastoral zu

Adressaten, zu Menschen, die nicht mehr in erster Linie einem Zielgruppenprofil entsprechen (Alter, Lebenswende, allg. pädagogische Einschätzung...). Sinus öffnet eine Tür, die vom konzeptuellen Ansatz her etwas Neues ist. Um es plakativ, dafür aber prägnant zu sagen: Ein Zielgruppenansatz stellt inhaltlich gesehen die Vermittlungsfrage. Ein Adressatenansatz stellt nach Sinus die Werte- und die Beziehungsfragen. Man kann aber noch einen Schritt weitergehen und sagen, dass die Frage der Begegnung des anderen damit zum Schlüssel von Pastoral und Seelsorge wird.

Wirkungen der eigenen ästhetischen Entscheidungen berücksichtigen

Der Einsatz von Sinus hat uns gezeigt, dass ästhetische Aspekte der Pastoral nicht die Inhalte oder gar das Zentrum christlicher Identität, die Eucharistie, aufgeben oder aus dem Fokus des Christ- und Kircheseins drängen. Sinus hat gezeigt, dass Menschen sich zu fundamentalen Aspekten ihres Lebens verhalten und damit Werte verbinden. Wenn es stimmt, dass Werteorientierungen so grundlegend sind und sich alltagsästhetisch nicht verbergen lassen, dann kann die Wertefrage eigentlich nicht supplementär zur Vermittlungsfrage, sondern nur komplementär zu ihr stehen. Sinus ist ein ergänzendes Instrument zu den bisherigen Instrumenten der pastoralen Planung.

Motivation zu pastoraler Verantwortung

Der Einsatz von Sinus macht auf jeden Fall Spaß. Auch im Wissen darum, dass Spaß nicht gerade eine großgeschriebene Kategorie pastoraler Planung bisher gewesen ist, muss diese Erfahrung festgehalten werden. Spaß ist ein großer Motivator. Die Lust an etwas verändert die Haltung der Akteure und das pastorale Engagement. Es geht dabei auch um einen missionarischen Aspekt, der wenig planbar und steuerbar ist, der aber bedeutsam ist: Begeisterung. Pastoral ver-

mittelt sich mit Sinus über ein Erleben von schneller Entscheidungsfähigkeit und Kreativität.

Bezug zwischen gemeindlicher Innenwelt und örtlicher Umwelt

Der wertschätzende Blick in die Lebenswelten der Milieus führt auch zu einer anderen Wahrnehmung der eigenen Gemeinde innerhalb ihres Sozialraumes. Leitende Bilder wie Kontrastgesellschaft oder Leuchtturmdenken oder lebendige Gemeinde u.ä.m. stellen unter dieser Perspektive die Gemeinden in den Sozialraum hinein und lösen Kommunikation aus, über Aus- und Einschlüsse, über Werteorientierungen, Hoffnungen und Lebensentwürfe. Durch die Milieu-Brille werden Gemeinden eingeladen, sich ein Stück weit von außen zu betrachten und diese Perspektive in die Planungskontexte zu integrieren.

Missionarisch

Der Einsatz von Sinus wirkt sich auch unter dem Konzept einer missionarischen Pastoral aus. Allerdings: Soziografische Kenntnisse über die Menschen eines Viertels, eines Dorfes oder einer Stadt machen noch keine missionarische Pastoral aus. Missionarische Pastoral zielt im Kern auf die Begegnung des anderen, die sich in letzter Konsequenz nicht auf bestimmte Muster und Werteorientierungen reduzieren lässt. Mit anderen Worten, Sinus weist im Kontext des missionarischen Ansatzes auf eine Perspektive hin, die nicht mehr zwischen innen und außen differenziert, sondern die Werteorientierungen im „Inneren“ und im „Äußeren“ gleichermaßen zum Thema macht. Sinus ist gewissermaßen der dringend nötige Impuls, missionarische Pastoral neu zu buchstabieren.

Die Wieder- entdeckung des Himmels

Zur einer Installation von Maaria Wirkkala und der biblischen Rede vom Himmel

Der Mensch als Wesen des aufrechten Gangs scheint eine natürliche Affinität nach oben, zum Himmel hin zu haben. So galt dem antiken Menschen das gestirnte Himmelsgewölbe als jenes kosmische Panorama, dessen genaue Beobachtung und geistige Durchdringung ihm wesentliche Aufschlüsse über sein Schicksal wie über die letzten Seinsgründe zu geben versprach. Mit dem Siegeszug des modernen physikalischen Weltbildes hat sich aber dieser Himmel metaphysisch Zug um Zug entleert. Die Entzauberung aller Wirklichkeit kennt keinen Platz mehr für ein wie auch immer geartetes „Jenseits“, obwohl doch bis in die Gegenwart Kunst und Literatur voll sind von Bildern des Himmels, von jenen großen Metaphern für das uns prinzipiell Entzogene ebenso wie für die tiefsten unerfüllten Sehnsüchte des Menschen, seien dies nun solche, die kaum in Worte zu fassen sind, seien es diejenigen der großen Utopien nach einem „ewigen“ Frieden in Freiheit und Gerechtigkeit. Sehnsüchte, die für uns Christen in der Hoffnung auf die

Vollendung der Gottesherrschaft aufgehoben sind. Aber was haben die Visionen vom Himmel aus der christlichen Tradition den Menschen von heute noch zu sagen?

Himmel im Spannungsfeld von Kunst und Religion

Im Rahmen des Programms der Kulturhauptstadt Europas im Jahr 2003 wurde in Graz eine umfangreiche Ausstellung mit dem Titel „HIMMELSCHWER. Transformation der Schwerkraft“ realisiert. Erstmals stellte damit ein Programm einer europäischen Kulturhauptstadt die Religion als Kulturfaktor in den Mittelpunkt. Das Projekt sollte das Verhältnis von Kunst und Religion neu ausloten. In Graz wurde zeitgenössische Kunst auf der Folie früherer Bildfindungen, die von der christlichen Religion hervor gebracht wurden, präsentiert und wurden Beziehungen zwischen Bildern aus der christlichen Tradition vor allem seit dem Barock und Kunstwerken der Moderne und der Gegenwart aufgezeigt.¹

Die Wortschöpfung des Ausstellungstitels irritiert zunächst. Denn spontan verbindet man alles andere mit „Himmel“ als ausgerechnet „Schwere“. So beschreibt der Titel



einerseits das uralte Bedürfnis des Menschen, das Irdische zu verlassen und das Jenseitige zu suchen. „Es geht um die Bildlichkeit des Leichtwerdens, der Transfiguration in einen anderen (weiteren) Seinszustand, der Bannung und Ausstrahlung von Energie, der Rotation in der Weltbewältigung, des Falls in den Abgrund und der Erhebung aus der Not.“² Andererseits verrät die abstrakte Ausdrucksweise des Ausstellungskatalogs auch viel von der ungeheuren Schwierigkeit, eine zeitgenössische Sprache für das zu finden, was sich nicht nur für das Christentum, sondern über die ganze Religionsgeschichte hindurch im Himmel symbolisch verdichtet. Kaum verwundern braucht einen daher, dass sich in jüngster Zeit auch die Theologie wieder verstärkt dem Himmel zugewandt hat.³

Die Ausstellungsmacher von HIMMEL-SCHWER, allen voran die Mitarbeiter des Kulturzentrums bei den Minoriten in Graz, machten die augenblickliche Glaubwürdigkeitskrise des religiösen und spirituellen Bilderkanons zum festen Bestandteil des Kunstprojekts, um ihr auf einer neuen Ebene zu begegnen. Dabei unterstellten sie, dass in Bildern „die höchsten Geheimnisse der Religion, des Geistes oder des ästhetischen Entzückens“⁴ zu finden seien. Auf diese Weise wurden jenseits der Diskussion um die Autonomie der Kunst Bildthemen verhandelt, die traditionell der christlichen Ikonografie zugerechnet wurden, denen sich nunmehr aber moderne und zeitgenössische Ansätze öffnen.

Überall in der zum Weltkulturerbe erhobenen historischen Altstadt von Graz finden sich auf unzähligen Standbildern und Häuserfassaden Bilder der Muttergottes und anderer Heiliger. In einem barocken Stadtbild erwartet man dies, allerdings ist Graz eher durch seine beeindruckenden Bürger- und Adelshäuser als durch monumentale Kirchen bekannt. Das nahtlose Ineinandergehen von Sakralem und Profanem ist aber unwiederbringlich vergangen, denn mit dem Ende des Barock ist auch die selbstverständliche Zusammenschau von Himmel und

Erde, schwebenden Heiligen und irdischem Dasein, die die barocke Architektur so ungebrochen und nahtlos miteinander verbunden hat, Geschichte geworden. Aber was ist aus den Sehnsüchten der Menschen geworden, sich aus der Schwerkraft der Erde zu erheben?

Von Himmelsöffnungen

Im Rahmen der HIMMELSCHWER-Ausstellung versuchten Künstler, im historischen Stadtraum im direkten Dialog mit der historischen Bausubstanz und den überlieferten religiösen Bildern die existenziellen Horizonte zu ermessen.⁵ Ein Beitrag, der der Finnischen Künstlerin Maaria Wirkkala, sei ausgewählt, um die künstlerische Auslotung des Horizonts zwischen Erde und Himmel zu illustrieren.

Für den glaubenden Menschen ist der Himmel mehr als das Zusammenspiel von Luft und Wolken über uns, der Horizont ist mehr als eine optische Grenze zwischen Erde und Himmel. Ein Blick auf den Sprachgebrauch der Bibel erschließt uns dabei ein breites Bedeutungsspektrum. In theologischer Perspektive⁶ ist der Himmel vor allem als Wohnort Gottes (vgl. Dtn 26,15) bedeutsam. Von dort aus steigt Gott herab, um Kontakt aufzunehmen mit seinem Volk (vgl. Ex 19,11). Dorthin fährt Er auch wieder auf nach ergangener Verheißung (vgl. Gen 17,22). Für den Menschen aber bleibt dieser Ort in derart unerreichbarer Ferne, dass uns das Alte Testament allein von der Entrückung des großen Propheten Elija zum Himmel zu berichten weiß (vgl. 2 Kön 2,1.11). Christen schließlich wenden sich, wie es auch in der zeitgenössischen Gebetssprache der Synagoge immer mehr Fuß fasste⁷, an „unseren Vater in den Himmeln“ (Mt 6,9). Freilich ist auch unübersehbar, dass der Osterglaube die himmlische Ordnung christologisch neu strukturierte, wenn nun der Auferstandene zur Rechten Gottes erhöht ist (vgl. Apg 1,10f; Hebr 12,2).

Besonders auffällig am Zeugnis des Neuen Testaments aber ist, wie stark sein christologisches Interesse den Topos der Himmels-

öffnung⁸ in den Vordergrund rückt. Schon mit der ältesten Taufferzählung ist er fest verbunden (Mk 1,10); im Johannesevangelium verlagert er sich sozusagen von der Taufe (Joh 1,32) auf Jesu erstes Verheißungswort an seine ersten Jünger (1,51). Er bestimmt die Vision des sterbenden Stephanus (Apg 7,56) ebenso wie die göttliche Autorisierung der ersten Taufe eines Heiden durch Petrus (Apg 10,11ff). In der Johannesoffenbarung schließlich begegnet eine Öffnung des Himmels an zentralen Wendepunkten des endzeitlichen Dramas (Offb 4,1; 11,19; 19,11).

Neben dieser biblischen Öffnung „von oben“ gibt es natürlich auch den Vorstoß „von unten“ zur Hebung und Erweiterung der Perspektive. Die Architektur aller Epochen nutze Türme, um die Landschaft des urbanen Raums über den Horizont hinaus zu erschließen. Maarja Wirkkala, geboren 1954 in Helsinki, entdeckte das Turmzimmer der Katharinenkirche, die mit dem Mausoleum, auf dessen Kuppeln weithin sichtbar Kreuz und Reichsinsignien die enge Verbindung von Kirche und Herrscher demonstrieren, dem Stadtbild eine charakteristische Silhouette verleiht. Hier am höchsten Punkt der zu besichtigenden Räume und einem der höchsten des historischen Stadtkerns erstreckt sich die Aussicht über die Stadt bis auf die grünen Hügel und Berge der Steiermark. Hier installiert Wirkkala ihre Arbeit „Tirami su II. Back to the roofs“.⁹ Der verwirrende Titel löst sich erklärend auf, wenn man weiß, dass der Name des berühmten Desserts „Tirami su“ im Italienischen für „Zieh mich hoch“ steht. Zugleich hält dieser Titel die Aussage von Wirkkalias Installation in einer eigentümlichen Schweben: Denn wer soll eigentlich hier wen in welche Höhe heben? Ist es überhaupt sinnvoll, sich in ein solches „Niemandland“ aufschwingen zu wollen?

Zwischen Leichtigkeit und Leere

Den ersten Teil ihres „Triptychons“ hier über dem Mausoleum ist einem Fundstück

zu verdanken, eine von Arbeitern achtlos im Turmzimmer zurückgelassene Holzleiter, der eine Sprosse fehlte. Die Künstlerin ersetzte diese fehlende durch eine gläserne Sprosse und hängte die neu gestaltete Leiter frei schwebend vor die Wand, so dass sie vom Luftzug hin und her bewegt wurde. Andere Holzleitern stapelte sie unter dem Dachstuhl und öffnete die Fenster des Zimmers in alle vier Himmelsrichtungen. Die Besucher erlebten eine überwältigende Aussicht über die Stadt, wobei ihr Blick an goldenen Leitern hängen blieb, die die Firne der umliegenden Dächer überragten, dem zweiten Teil der Installation. Die Künstlerin überhöhte die Schönheit des Ausblicks durch Sehnsuchtsbilder eines Darüber-Hinaus. Die goldenen Leitern symbolisierten die Weite unseres menschlichen Denkens und Träumens, die Glassprosse der beschädigten Leiter verkörpert die Zerbrechlichkeit dieser Aufstiegsbewegung.

Unweigerlich fühlt man sich an eine der wohl bekanntesten Erzählungen aus der griechischen Mythologie erinnert: an den Höhenflug und Sturz des Ikaros. Wenn er sich auch für die lebensrettende Flucht aus dem Labyrinth des kretischen Königs Minos keiner Leiter sondern selbst konstruierter Flügel bediente, so steht doch die Gestalt des Daidalos gleichermaßen für den grandiosen Sieg technischer Intelligenz über eine tyrannische Macht wie für die Gefahr zerstörerischer Selbstüberschätzung beim Überschreiten der „von den Göttern“ gesetzten Grenzen. Denn nicht etwa darüber flucht am Ende Daidalos, dass sein Sohn Ikaros alle seine Warnungen förmlich in den Wind geschlagen hat, sondern seine eigene Erfindung möchte er am liebsten ob der persönlichen Tragödie ungeschehen machen, wie uns Ovid im achten Buch seiner Metamorphosen zu berichten weiß. Die unglaubliche Leichtigkeit des Seins, hier ist sie jäh abgestürzt in unerträgliche Leere.

Schließlich führte der dritte Teil von „Tirami Su“ die Besucher ins Dachgeschoss des benachbarten Doms. Nach einem Aufstieg vorbei an historischen Kapellen ge-

langte man zu einer sonst verschlossenen Tür, die sich nun öffnete und den Weg in den Dachstuhl ermöglichte. Mitten in der schlichten Schönheit der streng rhythmisierten Holzbalkenkonstruktion schwebte eine sparsam beleuchtete Glasleiter, deren Schatten auf den Pfosten deutlicher zu erkennen war als die Leiter selbst. Auf der gegenüber liegenden Wand sind auf einem verfallenen Fresko gerade noch die Umrisse eines Schergen aus der Passionsgeschichte auszumachen. Die Darstellung der Geißelung steht für die Abgründe der menschlichen Existenz, die Glasleiter für die Sehnsüchte und Hoffnungen.

Ein religiöses Sprachbild, das diese beiden Aspekte zusammen schaut, ist der ans Kreuz erhöhte Christus des Johannesevangeliums, wie er uns insbesondere in Joh 12,31f vorgestellt wird. Denn hier erscheint Christus geradezu als das alle irdische Schwerkraft überwindende Gravitationszentrum eines neuen Lebensraumes. Dieser Raum ist nicht einfach im Himmel zu lokalisieren, da im vierten Evangelium bereits der Kreuzestod Jesu als seine Erhöhung verstanden wird. Wie gerade das ohnmächtige Leiden des Gekreuzigten für die destruktiven Mächte dieser Welt zu ihrem eigenen Exorzismus wurde¹⁰ (vgl. V 31 mit 14,30), kann ein heilsamer „Zwischenraum“ entstehen, in dem der „über die Erde Erhöhte alle an sich ziehen wird“ (V32). Quer zu den herkömmlichen Koordinaten von Raum und Zeit scheint dem Glaubenden eine ganz neue Dimension auf, in der sich Gottes Herrlichkeit zu erfahren gibt. Ein Menschensohnwort, das sicher bewusst an die Ansage des kommenden Menschensohns aus der Passionsgeschichte (vgl. Mk 14,62 / Mt 26,64)¹¹ anknüpft, wird uns gleich weiteren Aufschluss darüber geben.

„Du bist die sichere Leiter, darauf man steigt zum Leben“¹²

Maaria Wirkkala bedient sich bei ihrer poetischen Installation profaner Leitern.

Unwillkürlich klingt die Idee der Himmelsleiter an, jenes biblische Bild, das die Grenze des Horizontes symbolisiert, jene Grenze unserer Wünsche und innerer Schwere, die Gott uns überschreiten lässt.

Wie ein Schlussstein über dem großen Eingangstor in seine Welt kommt es im Johannesevangelium als Verheißung „größerer Dinge“ an alle seit Joh 1,35 berufenen Jünger zu stehen: „Amen, amen ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet sehen und die Engel Gottes hinaufsteigen und hinabsteigen über dem Menschensohn“(1,51). Unverkennbar wird hier auf die Himmelsleiter in Bet-El (Gen 28,12) angespielt, auf der einst Jakob in einem Traum Gottes Engel auf- und niedersteigen sah. Als erstes Menschensohnwort im gesamten Evangelium hat es zweifelsohne programmatische Qualität: In Jesus bricht die himmlische Welt in das Irdische ein. „Es gilt zu erkennen, dass Jesus der Ort ist, an dem sich Himmel und Erde berühren. Nicht Jakob ist es, der diese Berührung repräsentiert, und schon gar nicht ist Bethel der Ort, wo Gott wohnt... Vielmehr ist es der Menschensohn Jesus, in dem die Herrlichkeit Gottes sich niedergelassen hat (1,14)“.¹³

Vom Vater der 'Projektionstheorie', von Ludwig Feuerbach (1804–1872), stammt der weithin bekannte Satz: „Wie der Mensch seinen Himmel denkt, so denkt er seinen Gott“.¹⁴ Johanneisch müssten wir den Gedanken allerdings umkehren. Denn was den Himmel nach Johannes ausmacht, dahin mag sich kein noch so großartiger Menschheitstraum aufzuschwingen. Allein wer sich vom Wort des Mensch gewordenen Gottessohnes treffen und in sein zwischen Himmel und Erde ausgespanntes Leben ziehen lässt, dem öffnet sich eine Unendlichkeit, die unsere tiefste Sehnsucht nicht im luftleeren Raum hängen, sondern ankommen lässt in der Lebensfülle Gottes. Maaria Wirkkals Installation wohnt die poetische Kraft inne, unsere Wahrnehmung für die Aufstiege in solche „Zwischenräume“ zu öffnen und zu beflügeln.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Reinhard Hoeps/Alois Kölbl/Eleonora Louis/Johannes Rauchenberger (Hg.): *Himmelschwer. Transformation der Schwerkraft. Katalog europäische Kulturhauptstadt Graz, München 2003.*
- ² Johannes Rauchenberger: *Stellprobe Ernstfall. Imaginationen zur Schwerkraft in Kunst und Religion*, in: Ders. u.a. (Hg.): *Himmelschwer* [Anm. 1], 69.
- ³ Stellvertretend für viele andere sei auf folgende vier Publikationen verwiesen: Bernhard Lang/Colleen McDanell: *Der Himmel. Eine Kulturgeschichte des ewigen Lebens.* München ²1996; Stefan Schreiber/Stefan Siemons (Hg.): *Das Jenseits. Perspektiven christlicher Theologie.* Darmstadt 2003; Klaus Berger/Wolfgang Beinert/Christoph Wetzels/Christoph Kehl: *Bilder des Himmels. Die Geschichte des Jenseits von der Bibel bis zur Gegenwart.* Freiburg i. Br. 2006; Martin Ebner u.a. (Hg.): *Der Himmel (Jahrbuch für Biblische Theologie Band 20 [2005]).* Neukirchen-Vluyn 2006.
- ⁴ Gottfried Boehm: *Die Bilderfrage*, in: ders. (Hg.): *Was ist ein Bild? (Bild und Text).* München ⁴2006, 326; eine Formulierung übrigens, die sich doch engstens berührt mit Ludwig Feuerbachs „Wesen des Christentums“ [vgl. Anm. 14].
- ⁵ Vgl. Alois Kölbl: *An den Horizonten der Stadtlandschaft. „Himmelschwer“ im Grazer Stadtraum*, in: Ders. u. a. (Hg.): *Himmelschwer* [Anm. 1], 101–121.
- ⁶ Eine umfassende Durchsicht auch der kosmologischen Aspekte bietet etwa Cornelis Houtman: *Der Himmel im Alten Testament. Israels Weltbild und Weltanschauung (OTS 30).* Leiden 1993.
- ⁷ Vgl. die entsprechenden Belege bei Ulrich Luz: *Das Evangelium nach Matthäus. Mt 1–7 (EKK I/1).* Neukirchen-Vluyn & Zürich ²1989, 341 Anm. 60.
- ⁸ Vgl. dazu immer noch Fritzeo Lentzen-Deis: *Das Motiv der >Himmelsöffnung< in verschiedenen Gattungen der Umweltliteratur des Neuen Testaments*, in: *Biblica* 50 (1969), 301–327.
- ⁹ TIRAMI SU II, *Back to the Roofs*, 2003. THE FRAGILE – THE INVISIBLE, Glasleiter, Dachstuhl des Doms, THE NOT PERFECT, Alte Holzleiter, Mausoleumsturm, THE VIEW IS THE PRECIOUS, Goldene Holzleitern, Dächer der Altstadt, vom Mausoleum aus sichtbar, Temporäre Installation, Graz, Leitern ca. 600 x 100 cm, Glasleiter ca. 280 x 40 cm.
- ¹⁰ Diese knappste Skizze greift zurück auf die tiefgründige Auslegung von Herbert Kohler: *Kreuz und Menschwerdung im Johannesevangelium. Ein exegetisch-hermeneutischer Versuch zur johanneischen Kreuzestheologie (ATHANT 72).* Zürich 1987, 230–247.
- ¹¹ Hartwig Thyen: *Das Johannesevangelium (HNT 6).* Tübingen 2005, 144, sieht hier gar ein absichtsvolles intertextuelles Spiel am Werk.
- ¹² Diese Strophe des Liedes „O, du hochheilig Kreuze“ geht wohl auf die Kreuzestypologie zurück, die Irenäus von Lyon in *Epideixis II*, 45 entwickelt hat; vgl. dazu Johanna Sieper: *Das Mysterium des Kreuzes in der Typologie der alten Kirche*, in: *Kyrios* 9 (1969), 1–30; hier 17f.
- ¹³ So Christian Dietzfelbinger: *Das Evangelium nach Johannes (ZBK NT 4.1).* Zürich 2001, 65. Hartwig Thyen: *Kommentar* [Anm. 11] 147, möchte den Menschensohn „als die Jakobs-Leiter in den fortan stets offenen Himmel begreifen“. Doch zeigt gerade sein Verweis auf Joh 14,6, dass er damit das christologische Gewicht dieser Stelle nicht voll ausschöpft. Wenn irgendwo im Neuen Testament, dann ist es Johannes, der die Metaphorik des Himmels konsequent personalisiert hat. Einfacher gesagt: Christus ist hier eben nicht nur der Weg, sondern selbst auch das Ziel.
- ¹⁴ Ludwig Feuerbach: *Das Wesen des Christentums [1841]*, in: E. Thies (Hg.): *Werke in sechs Bänden.* Frankfurt a. M. 1976, Bd. V, 205.

Aktion

„Sternenfeld“

Ein ungewöhnliches Projekt im Rahmen der Firmvorbereitung

Samstag, 21.4. bzw. 5.5.2007, 9.30 Uhr im Pfarrverband „Porz – An der Wahner Heide“. Herrliche Sommertage im Frühling. Es hat geläutet und jeweils ca. 90 Augenpaare schauen mich (Pastoralreferentin Monika Lutz, Gesamtleitung der Firmvorbereitung in 5 Gemeinden plus einer integrativen Vorbereitung mit Behinderten) in der Liburer Kirche wenig frisch und motiviert an.

In den letzten Wochen wurde in den Firmgruppen ausgehend von der Fastenzeit, Karwoche und Ostern viel über DEN zentralen Punkt unseres Glaubens gesprochen. Wir glauben an einen Gott, der in der Auferstehung seines Sohnes Jesu Christi ein für allemal und für jeden von uns den Tod besiegt hat....

Was heißt das für jede/n von uns Firmlingen und Katechet(inn)en, für uns Christen? Wie drückt sich dieser Glaube *konkret* in meinem Leben aus?

In Libur wollen wir nun jeweils an einem ganzen Samstag mit der Hälfte der Firmlinge und Katechet(inn)en versuchen, diesem unserem *Auferstehungsglauben* Ausdruck zu verleihen in der *Gestaltung eines Sternenfeld-Friedhofs*.

In Zukunft besteht auf diesem Friedhof die Möglichkeit für Eltern, ihre Kinder bestatten zu lassen, die vor der Geburt gestorben sind oder tot geboren wurden.

Es soll ein Ort der Trauer, des Schmerzens haben Dürfens sein, ein Ort des Verweilens in einer bergenden Umgebung mitten im Leben eines Ortes, einer Gemeinschaft, auch für jene, die einfach nur mal „zwischen-durch im Alltag“ oder bei einem Radausflug etwa am Sonntag an einem solchen Ort des Lebens und Sterbens verweilen wollen.

Aber es soll eben auch *sichtbar* „ein Ort unseres Glaubens an die Auferstehung“ sein, ein Ort des Trostes, der Hoffnung, des neuen Kraft Schöpfens.

In Offb 21,4 heißt es: „Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal.“

Dank der inhaltlichen und finanziellen Unterstützung durch den Liburer Kirchenvorstand soll der seit Jahrzehnten ungenutzte Ortsmittelpunkt neben der Kirche nun diese „neue“ Bedeutung bekommen bzw. eine „Wiederbelebung“ erfahren.

Wir beginnen mit einigen religiösen und besinnlichen Gedanken von mir zur Einstimmung. Und dann übernimmt der Künstler Berthold Welter aus Leichlingen die Regie.

Nun geht's los ... Wer übernimmt welche Arbeiten ... Jede/r ist gleich wichtig und soll sich einbringen ... bei Ausschachtungsarbeiten, Sand schippen, Beton anmischen, Grabplatten gestalten, Natursteinbänke behauen, Blumen pflanzen, Wassereimer schleppen....

Und plötzlich hat man den Eindruck, die meisten Firmlinge und Katechet(inn)en sind – gerade auch zur eigenen Überraschung – von einem ganz kreativen und lebendigen Geist beseelt. Jede/r packt an, wo es nötig ist, egal ob es anstrengend und schmutzig ist. ... Jede/r ist erstaunt, was in einem steckt an künstlerischen Ideen und Können, etwa Pflastersteine zu verlegen als Grabumrandung oder als Bildhauer(in) eine Grabplatte zu gestalten ... und das sehr konzentriert und persönlich.

Da arbeitet man plötzlich Hand in Hand mit Leuten, die man vorher nicht kannte, jede/r mit seinen/ihren Möglichkeiten und Begabungen ... und es macht Spaß ... und Sinn!

Plötzlich merken einzelne beim Gestalten eines Grabsteins, *was* sie da eigentlich *wo* machen, worum es hier eigentlich geht ... auf dem Friedhof, in unserem Glauben und Leben ... und dass der Tod jeden von uns betreffen wird ... früher oder später ... und wie gehen wir damit um ...?

Die Atmosphäre hat sich gewandelt! Nach einigen Stunden setzt die körperliche Erschöpfung ein, aber die meisten wollen *ihren* Anteil an diesem Ganzen unbedingt fertig machen. Der Tag endet jeweils mit einer Art Andacht auf dem Friedhof.

Wir halten gemeinsam inne, lassen den Tag und unsere Erfahrungen Revue passieren, danken Gott für unsere Gemeinschaft, für seine Liebe zu uns, bitten ihn um seinen erfahrbaren Beistand und Schutz im Hl. Geist für uns und alle Menschen, die uns am Herzen liegen.

Und wir danken Berthold Welter für seine so liebevolle, unaufdringliche, aber so einprägsame Art der Anleitung und Begleitung an diesen Tagen *und* für sein Herzblut, dass in dem ganzen Projekt mit jeder Pore zu spüren ist.

Dann geht jede/r nach Hause ... irgendwie anders, als man morgens gekommen ist ... und ahnt etwas vom Geschenk unseres Lebens, das so verletzlich ist, das mit dem Tod aber nicht an sein Ende kommt.

Seinen „offiziellen“ Abschluss fand dieses Firmprojekt bei der Einsegnung des Friedhofes, woran viele Firmlinge, Katechet(inn)en, geladene Gäste und Interessierte am Freitag vor Pfingsten teilnahmen.

Bilder geben nur einen Moment der gemachten Erfahrungen wieder. Letztlich lässt sich das Erfahrene gar nicht in Worten ausdrücken ... muss man aber auch gar nicht! Wichtig ist, dass dieses Projekt die Firmlinge und Katechet(inn)en angerührt hat und hoffentlich jede/n, der diesen Ort der Trauer, des Innehaltens, der Hoffnung besucht.

Liturgisch fand dieses Projekt seinen Höhepunkt und Abschluss in den beiden Firmfeiern mit Weihbischof Melzer Anfang Juli 2007, der in seinen Predigten sehr nah an den Erfahrungen der Firmanden, den ausgewählten biblischen Texten, den von den Jugendlichen vorbereiteten Bitten und Gebeten sowie durch sehr persönliche Erfahrungen hinsichtlich der Erlebens von Sterben und Tod gerade auch von Kindern auf den Punkt brachte, was es heißt, aus dem Geiste Gottes in der heutigen Zeit zu leben und zu hoffen.

Anton Jansen

Nicht *communio* oder Volk Gottes

– sondern „Die Begegnung des Anderen“?

*Eine Antwort auf Bernhard Wunder als
Diskussionsvorschlag*

Bernhard Wunder hat einen aufregenden Aufsatz veröffentlicht im Pastoralblatt 11/2007; S. 331 bis 335 mit dem Titel „Die Begegnung des Anderen“. Zu Recht verweist er darauf, dass „Veränderungen in der Rhetorik, im pastoralen Konzept oder in den pastoralen Bedingungen“ letztlich einer gültigen theologischer Begründung bedürfen. Seine These lautet: „Die Begegnung des Anderen, nicht aber ein neuerlicher Identitätsprozess, der notwendig synthetisiert und damit ausschließt, (ist) die künftig entscheidende Legitimation kirchlichen Handelns“. Abgrenzend formuliert er, dass die bisherige gemeindepastorale Praxis auf Identitäts- und Gemeinschaftsbildung abzielte, die zu einer lebendigen Gemeinde führen sollte, „Damit bestand jedoch die latente Gefahr, dass Gemeindepastoral zu einem Institutionalismus degenerierte, und die Botschaft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe um der lebendigen Gemeinde willen auf den zweiten Platz verwies“. Dagegen sei die „Begegnung des Anderen“ die „Gretchenfrage kirchlichen Handelns“, bei der „jede Form von Identität hinter die Verantwortung für den anderen gestellt“ ist. Für ihn steht fest, „dass z.B. *communio* oder Volk Gottes, aber auch konzeptionelle Ansätze wie kooperative Pastoral und missionarische Pastoral ... in den gegenwärtigen Veränderungsprozessen keine primäre Begründung(rhetorik) und Plausibilität mehr darstellen“ (332). Leitende theologische Begriffe kirchlichen Handelns seit dem 2. Vatikanischen Konzil,

so meint der Verfasser, bedürfen der Veränderung im theologischen Ansatz.

Leider sagt der Autor am Schluss seines Aufsatzes nur lapidar: „Das ist noch kein Konzept, keine Strategie, kein Modell für die daran orientierte pastorale Praxis“ (335). Wenigstens Andeutungen eines solchen Konzeptes hätte ich gern gelesen. Sie wären für mich so etwas wie die praktische Probe aufs theoretische Exempel gewesen. So bleibt nach heftiger Lektüre des Artikels die Frage, ob es nicht andere Folgerungen geben könne aus dem Befund sinkender Zahlen und verordneter Zusammenlegung von Gemeinden. Anders: Ob nicht doch vom 2. Vatikanischen Konzil angebotenen Leitbilder von *communio* und Volk Gottes fruchtbar zu machen seien für ein theologisch verantwortetes pastorales Handeln unter veränderten Bedingungen. Dies sei im Folgenden ansatzweise versucht.

Die gängige Praxis der einzige Weg?

Soweit ich das erkennen kann, scheint die gängige Praxis in manchen Diözesen aus dem Befund schwindender Gottesdienstbesucher, sinkender Kirchensteuereinnahmen und mangelnder Priester zu sein, Kirchen zu schließen, Pfarreien (Gemeinden) zu fusionieren und Priester zu Pfarrern, Administratoren und Moderatoren vieler Gemeinden (ehemaliger Pfarreien) zu machen. Das ist nahe liegend und verständlich Man geht auf kirchenrechtlich gesicherten Wegen. Aber sind es auch die seelsorgerlich einzigen und immer richtigen Wege? Fördert man dadurch den Glauben im Volk Gottes, das Verantwortungsgefühl der Getauften für die Kirche und für die Gemeinden, oder leistet man stillschweigend und bedauernd einer Paganisierung vor allem der ländlichen Gebiete Vorschub?

Ich erlaube mir in aller Kürze die riskante Formulierung von Alternativen und hoffe auf ergebnisreiche Diskussion.

1. Fusionen sind die letzte Lösung

Bei Fusionen bleiben mindestens 50 Prozent der bisherigen Gottesdienstbesucher weg – und gehen nicht zu anderen Gottesdienststellen. Fusionen sind ein höchst gefährlicher Weg für die Seelsorge. Man möge sich in fusionierten Gemeinden umschauchen, bei denen in der Regel die Sonntagsmesse(n) in der verbleibenden oder neu ernannten Pfarrkirche gehalten wird. Die „neuen“ fusionierten Pfarrangehörigen sind selbstverständlich eingeladen – und kommen aus vielfältigen und unterschiedlichen Gründen nicht. Für sie ist der Gottesdienstbesuch „erledigt“.

Gibt es eine Alternative?

Es ist verständlich, dass die Kirchenleitungen nur zögerlich und selten offiziell WORTGOTTESFEIERN empfehlen und fördern für Gemeinden bzw. Seelsorgebezirke, in denen keine Sonntagsmesse gehalten werden kann. Diese Zurückhaltung geht auf Kosten der Priester, der Gemeinden – und des Wortes Gottes. Würde man mit bischöflicher Autorität den Gläubigen erklären, dass solche gottesdienstliche Feiern unter bestimmten Voraussetzungen gültig und erlaubt, gar empfohlen gehalten werden dürfen und sollen, dann würde man manche seelische Belastung und unsichere Frage wegnehmen und das gemeindliche Gebet in Gottes und in Christi Namen fördern.

Freilich setzt dies nicht nur eine autoritative oberhirtliche Stellungnahme voraus, sondern bedingt auch pflegliche Sorge für diese Sonntagsfeiern. Ja, man wird ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, weil sie eine tief greifende auch emotionale Änderung der pastoralen Theorie und Praxis darstellen. Gesang des Kirchenchores oder anderer Chöre, besonders gestaltete ansprechende Riten, Schulung und Qualifizierung der Leiter und Helfer, Erlaubnis zur Kommunionausteilung, all das wären Hilfen, um diese gottesdienstlichen Feiern anstelle der Sonntagsmesse annehmen zu können.

2. Bildung von Verantwortlichen in Gemeinden ohne Pfarrer vor Ort

Vorweg gesagt: Die stärkere Zusammenarbeit und Spezialisierung der Hauptamtlichen, Priester und Laien, ist ein Gebot der Stunde. Auch die Leitung mehrerer Gemeinden durch einen Pfarrer ist nicht nur eine Forderung aus der sinkenden Priesterzahl, sondern durchaus für dazu Begabte und Qualifizierte eine Chance zur Bewährung und beruflichen Entwicklung. Und: Die meisten Bewohner selbst der entlegendsten Dörfer haben heute viele Möglichkeiten zur Mobilität.

Dennoch gilt: Eine Gruppe, eine Gemeinde, ein Bezirk ohne Kopf, ohne einen Verantwortlichen, einen Kümmerer (der durchaus eine Frau sein kann) stirbt auf die Dauer ab, wird orientierungslos. Dieser Verantwortliche wird nicht für sich allein agieren, sondern in Verbindung mit anderen seine Aufgabe zu erfüllen suchen – wie der Pfarrer auch.

In der pastoralen Vergangenheit war dieses Prinzip über lange Zeit fraglos gegeben: Eine Pfarrei, ein Pfarrer. In den Kommunen gilt das Prinzip in gleicher Weise: Keine Gemeinde o.ä. ohne Ortsvorsteher o.a. Ich halte es für dringend erforderlich, dass die Bischöfe solche „Verantwortliche“ einführen, fördern, befähigen und auf Zeit bestellen. Noch zu keiner Zeit hatten wir in unserer Gesellschaft (und damit auch in unseren Gemeinden) so viele Menschen mit ausgebildeten Führungsqualitäten wie heute. Die Talente müssen nur entdeckt und für unsere Gemeinden gewonnen werden. Muss man eigens betonen, dass es dabei um geistliche Verantwortung geht – und dass die Einübung solcher Verantwortlichkeit nicht von heute auf morgen und gleichzeitig überall erfolgen kann?

3. Eine Schule für Ehrenamtliche

Vielleicht aus der Not geboren, aber theologisch wohl begründet gibt es in den meisten Gemeinden inzwischen eine Vielzahl verschiedener kirchenamtlich gewollter liturgischer Dienste (neben und mit den anderen gemeindlichen Aktivitäten). Dazu lässt sich viel Lobenswertes sagen.

Ich halte es für angebracht, dass man in den Bistümern nun den nächsten Schritt geht: Den Auf- und Ausbau einer systematischen und permanenten Arbeits- und Glaubenshilfe für all diese Männer und Frauen, die freiwillig, freudig, verantwortungsvoll ihre ehrenamtlichen Dienste in den Gemeinden übernommen haben. Es geht mir dabei um eine Verpflichtung für die Diözese, um ein Angebot für die Ehrenamtler. Eine Verpflichtung für sie besteht vor der Übernahme eines Dienstes (z.B. zur Teilnahme an einer Lektorenschulung einschließlich Mikrofonprobe etc.). Oft kommen Fragen auf, wenn man einen Dienst ausübt; oft entsteht der Wunsch nach geistlicher Vertiefung des Tuns für andere; manche möchten mehr erfahren über die theologischen oder geschichtlichen Zusammenhänge liturgischer oder anderer Vollzüge. Man kann die Hoffnung haben, dass die Ehrenamtler (und deren Familien, Gemeinden, Berufskollegen etc.) zur Förderung ihres eigenen Glaubens und für eine lebendige Gemeinde viel gewinnen würden, wenn deutlicher würde, wie viel sie den Bistümern wert sind.

Systematisch und permanent. Ich meine Jahresprogramme, zu denen Lektoren, Kommunionhelfer, Laienprediger, Begräbnisdienster, Leiter von Wortgottesfeiern etc. (jeweils Männer und Frauen!) nach den Sommerferien eingeladen werden, Jahr für Jahr. Zu Recht wenden die Bistümer seit eh und je personal- und finanzintensive Bemühungen auf, um Theologen aus- und fortzubilden. Es lohnt sich, wenn für die unentbehrlichen und unzähligen ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein Zehntel dieser Aufwendungen erbracht würde. Nicht sporadisch, hier und da. Sondern planmäßig, mit einem Bistumsverantwortlichen an der Spitze.

4. Müssen die vielen Kirchen geschlossen werden?

Ein wesentliches Argument bei den Debatten um die Schließung von Kirchen ist: Die Kirchensteuereinnahmen gehen zurück, das Bistum kann die vielen Kirchen nicht unter-

halten, die Priester werden weniger, die Gottesdienstbesucher nehmen zahlenmäßig ab.

Dabei scheint man manchmal zu vergessen, dass die meisten Kirchengebäude den Pfarreien gehören, verwaltet durch den Kirchenvorstand, hier und da unterstützt von Fördervereinen. Oft sind diese Kirchen erbaut oder nach dem 2. Weltkrieg wieder aufgebaut worden mit beträchtlichen Geldern und anderen Leistungen von Gemeindemitgliedern. Und das in Zeiten, in denen Gemeinden und ihre Mitglieder wesentlich ärmer waren als heute.

Mein verwegener Vorschlag: Die Bistümer erklären den Pfarreien den rechtlichen und finanziellen Sachverhalt mit aller Deutlichkeit und Konsequenz und verteilen die allen gehörenden Kirchensteuereinnahmen nach einem bestimmten Schlüssel (aus der Sicht des Bistums: notwendig – wichtig – wünschenswert ... weitere), aber so, dass selbst die „unwichtigen“ Kirchengebäude mit einem bestimmten Prozentsatz bedacht werden, wenn die zuständigen Gemeinden ansonsten selbst für ihre Kirchen aufkommen. Wenn man sieht, wie viel manche Freikirchen in ihren Gemeinden aufbringen für ihr Personal und für den Unterhalt ihrer Gebäulichkeiten, dann muss man sagen, dass unsere Gemeinden seit Bestehen der zentralen Kirchensteuer verderblich entwöhnt worden sind von ihrer Verantwortung – und dass die Bistumsverwaltungen nicht ungern Geld und Verantwortung übernommen haben. Auf beiden Seiten wäre die skizzierte Umstellung mit Freuden und Schmerzen verbunden (die außerhalb Deutschlands fast alle Diözesen und Gemeinden der Welt kennen). Wenn in den Gemeinden gewusst wird: Entweder wir sorgen für unsere Kirche – oder das alles zerfällt: Ich bin überzeugt, dass viele Aktivitäten sich regen würden zum Erhalt. (Dabei rede ich nicht einmal vom Personalhaushalt etc.) Freilich: Die Bistumsverwaltung müsste Verantwortung vor Ort zulassen, auf Gedeih und Verderb. Frage: Ging es in den Gemeinden vor Einführung der zentralen Kirchensteuer drunter und drüber? Ich kann mich nicht erinnern.

Literaturdienst

Klaus-Peter Vosen: Mit allen Sinnen der Seele. Impulse zur eucharistischen Anbetung. St. Benno Verlag, Leipzig 2007. 138 S.; 9, 90 Euro.

„Denn er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt. Mit Menschenhänden hat er gearbeitet, mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen hat er gehandelt, mit einem menschlichen Herzen geliebt“ (Zweites Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution 22). Christus, der „mit einem menschlichen Herzen liebt“, fordert damit unsere Liebe als Antwort heraus.

Eine zutiefst sinnvolle Weise, diese Gegenliebe zu praktizieren, ist die Litanei vom heiligsten Herzen Jesu, der sich der Kölner Pfarrer Klaus-Peter Vosen in seinem jüngsten Büchlein annimmt. Er hat sich bereits einen Namen als Autor verschiedener Werke gemacht, und diesem seinem guten Ruf wird er erneut gerecht. Zu jeder Anrufung legt Vosen erläuternde und geistlich vertiefende Gedanken vor, nicht zuletzt aber auch Gebete, die zwar ebenfalls das jeweilige Thema reflektieren, zugleich aber den Blick auf Christus ausrichten. So wird deutlich, dass eine Litanei alles andere darstellt als das mechanische Aneinanderreihen sinnentleerer Formeln. Vielmehr fächert die Litanei – bildlich gesprochen – den einen, weißen Lichtstrahl der Liebe Christi in das weite Farbenspektrum ihrer unterschiedlichen Aspekte und Bedeutungen auf. Vieles, was im generellen Bewusstsein der Liebe Christi eingeschlossen ist, tritt auf diesem Wege deutlicher hervor, wird konkret und anschaulich.

Der Autor verfügt über einen frischen, durch viele Beispiele und Erzählungen aufgelockerten Schreibstil, der die Lektüre zum Vergnügen macht. Erfreut stellt man fest, dass hier nicht Frömmerei herrscht, sondern echte Frömmigkeit, nicht Dogmatismus, sondern wahre Glaubensüberzeugung. So ist dieses Büchlein jedem, der sich mit allen Sinnen der liebevollen Betrachtung und Anbetung des Herzens Jesu widmen soll, nachdrücklich zu empfehlen.

Ausdrücklich zugeschnitten sind die Zeilen auf die Anbetung des Allerheiligsten, von der Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ (2003) geschrieben hat: „Ich möchte ... mich mit euch, meine lieben Brüder und Schwestern, in Anbetung vor dieses Mysterium begeben: das große Geheimnis, das Geheimnis der Barmherzigkeit. Was hätte Jesus noch mehr für uns tun können? In der Eucharistie zeigt er uns wirklich eine Liebe, die ‚bis zur Vollendung‘ (Joh 13, 1) geht, eine Liebe, die kein Maß kennt“ (n. 11).

Raimund Lülldorff

Rudolf Schwarz: Kirchenbau. Nachdruck der 1. Auflage 1960. Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2007. 351 S.; 49,90 Euro.

Die Epoche des so genannten modernen Kirchenbaus der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts erlangt jüngst unvorhergesehene Aktualität. Können die weniger werdenden Gläubigen in Zukunft die Vielzahl der in die Jahre kommenden Nachkriegsbauten langfristig erhalten? In ihrer Erbauungszeit setzte sich die moderne Architektur in Formgebung, Materialauswahl und erzeugter Raumstimmung klar von der bis in die Zwischenkriegszeit dauernde Kirchbautradition ab. Vor allen Dingen nach dem damals verachteten Historismus wählte man den Beginn einer neuen Zeitepoche voll Klarheit, Leichtigkeit und Wahrheit heraufziehen. Mit diesen Kirchenbauten, die in großer Zahl nicht nur die Kriegsverluste kompensierten, sondern in der prosperierenden Wiederaufbauzeit raschen Wirtschaftswachstums errichtet wurden, brach sich auch das neue Verständnis einer überschaubaren, aktiv teilnehmenden Gottesdienstgemeinde Bahn. Auf katholischer Seite prägten vor allen Dingen die Bauten und Schriften der Kirchenbaumeister Böhm und Schwarz neue Raumkonzeptionen entscheidend.

Das Vermächtnis von Letztgenanntem, erstmalig 1960 erschienen und damals unzähligen Gemeinden bei ihren Neuplanungen als Inspiration dienend, liegt nun in einer Neuauflage vor. Die in chronologischer Reihenfolge aufgelisteten Bauten und Projekte werden von Schwarz beschrieben und kommentiert. Der Betrachter von Grundrissen und Abbildungen entnimmt diesen Hintergrundinformationen die Gedanken und Randbedingungen, die aus der Sicht des Architekten Gestalt prägend waren. So werden nicht nur die rd. 75 Gebäude und Planungen, darunter 30 Kirchengebäude als Neubauten und 19 durchgreifend neu gestaltete Wiederaufbauten, besprochen, sondern grundlegende Gedanken zu Städtebau, Architektur und Liturgie ausgebreitet. Dabei wurden dem Nachdruck der mit zeitgenössischen Schwarz-Weiß-Fotografien reich bebilderten Originalausgabe drei hinführende Einleitungstexte beigegeben: von Maria Schwarz, der Witwe und Mitarchitektin des Autors, von Josef Rüenauer, dem früheren Diözesanbaumeister der Erzdiözese Köln und Albert Gerhards, dem Inhaber des Lehrstuhls für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Außerdem wird ein das Denken und den Charakter von Rudolf Schwarz erhellender Gratulationsbrief an Ludwig Mies van der Rohe, den er voller Hochachtung wenige Tage vor seinem eigenen Tod zu dessen 75. Geburtstag verfasst hatte, veröffentlicht.

Absicht und Notwendigkeit der Neuauflage begründen diese Vorworte: Im zeitlichen Abstand zur Erbauungszeit wird einmal mehr deutlich, welch' außerordentlichen Schatz in der abendländischen Kirchbautradition diese Raum-

schöpfungen der Moderne nicht nur für die Baugeschichte sondern auch die feiernden Kirchengemeinden besitzen. Die häufig inzwischen denkmalgeschützten Bauten dokumentieren zunächst als Sonderbauaufgaben wegweisenden Materialeinsatz und innovativste Konstruktionen. Darüber hinaus wurden Hüllen für ein erneuertes Gottesdienst- und Gemeindeverständnis geschaffen, das das Selbstverständnis der Kirche in der Epoche der Aufklärung spiegelte, sich dem Zeitgenössischen öffnete und damit Zukunft sichern sollte. Den häufig geäußerten Verdacht, mit der Entmythologisierung des Religiösen analog für Sakralbauten den Eindruck von Profanräumen erzeugt zu haben, widerlegt Schwarz mit seinen Bauten. Bereits mit den beigegebenen Fotografien, wie wohl diese – wie Schwarz selbstkritisch zu seinem Buch feststellt – den Raumeindruck überhaupt nicht adäquat wiedergeben können, werden Großartigkeit, Geheimnis und Würde dieser Raumschöpfungen angedeutet. Die Idee, bei Verzicht auf Bauteilgliederung und Anbringung von Schmuckelementen lediglich mit den Raumproportionen und der Lichtregie für den Betrachter ein Gefühl der Erhabenheit, Feierlichkeit und Präsenz der Transzendenz entstehen zu lassen, wird deutlich. Wohl dosierte Kargheit und Leere schlägt nicht um in triste Langweiligkeit, sondern ein Gefühl räumlicher Fülle und Vielfalt. Allerdings wird auch deutlich, wie schmal dieser Grat zwischen diesen Extremen ist: Wie man bei Ortsbesichtigungen heute verschiedentlich feststellen kann, führt die Vernachlässigung des Bauunterhaltes dieser strahlend weiß gedachten Wandflächen und das Hineinräumen von Gemütlichkeitsaccessoires wie Teppichen, Pflanzen oder Bildwerken dazu, dass die intendierte Absicht verloren geht. Insoweit kann der Blick auf die Wurzeln des modernen Kirchenbaus unsere heutige Sorge für einen sorgfältigeren Umgang mit den neuzeitlichen Gottesdiensträumen schulen.

Auch die von Schwarz gewählten Formulierungen zu den hinter den Konzepten stehenden Überlegungen verdeutlichen, dass die Epoche des modernen Kirchbaus und seiner Liturgie kein Irrweg war, der keine Zukunft besitzt. Vielmehr ist zu beklagen, dass nach dem Konzil mancher moderne Kirchenraum in falsch verstandener Absicht umgestaltet und liturgisch, dem Raum widersprechend, bespielt wurde. So ging das dennoch Vorhandene, was Mancher an Sakralität heute in einer modernen Kirche vermisst, dass diese eben keine „richtige Kirche“ sei, verloren. In einer Zeit neuer spiritueller Sehnsucht, die sich nicht in Rückwärtsgerichtetheit erschöpfen sollte, gilt es, dies wieder neu zu entdecken. Es ist das Verdienst der Herausgeber, dass dieses wichtige Buch wieder einmal zum richtigen Zeitpunkt erschienen ist.

Martin Struck

Unter uns

Auf ein Wort

„Wie gerne würde ich sie mal wieder sehen, die Sonntagsmenschen. Heute gibt es nur noch die Trainingshosenmenschen und die Lauschuhmenschen... Ich freue mich noch immer auf den Sonntag.“

Peter Handke

Blick über die Pfarrgrenze

Hintertupfing hatte einen neuen Pastor bekommen. Er kam aus der Stadt. Es gefiel ihm gar nicht, dass so viele Besucher des Gottesdienstes hinten in der Kirche stehen blieben und den Eingang bewachten. Der Pastor sagte den Leuten höflich, sie möchten weiter nach vorne in die Bänke kommen – vergeblich. Er schimpfte mit den Leuten. Ohne Erfolg! Er ärgerte sich. – Es änderte sich nichts. Schließlich klagte er seinem Mitbruder in Vordertupfing sein Leid. Der tröstete ihn: Früher sei das in Vordertupfing genauso gewesen. Seit Jahren ist es aber anders.

„Wie hast du das erreicht?“ fragte der Pastor von Hintertupfing. – „Ganz einfach“, erwiderte der Pastor von Vordertupfing: „Ich habe an einem Sonntag gesagt: ‚Ab nächsten Sonntag bleiben bitte alle, die Schweißfüße haben, unten am Eingang stehen!‘“

*Pfr. Thomas Zensus, Mechernich
aus dem Pfarrbrief Delrath*

Gläubiger Pferdefreund

Die Telefonnummer eines Pferdebedarfsgeschäftes ist bis auf eine Null fast identisch

mit der Pfarrbüronummer. Diese Null wird möglicherweise vergessen oder nicht geschaltet. So bekomme ich hin und wieder Anrufe, wo die Anrufenden sofort losfragen, ohne auf meine Ansage zu hören. Da gibt es Anfragen an mich wie: „Sind die Pferdesättel noch im Angebot?“, „Wann kommen denn die Pferde?“, „Die Reiterhose ist mir zu eng!“ und Ähnliches. Wenn ich dann erkläre, bei wem sie mit ihrem Anruf gelandet sind, erlebe ich oft große Irritationen. Nur ein Anrufer, sicherlich gut katholisch, reagierte prompt: „Dann können Sie wenigstens mein Pferd segnen!“. In diesen Situationen könnte ich wahlweise entweder einträgliche Nebengeschäfte machen oder neue Gläubige gewinnen.

Diakon Wilfried Koch, Köln

Resonanz

Vor etlichen Jahren hatte ich dienstlich in Köln zu tun. Auf dem Nachhauseweg zum Bahnhof kam ich an „Groß St. Martin“ vorbei. Ich dachte, mal eben hineinzuschauen. Als ich die große Kirchentür öffnen wollte, sah ich darauf ein großes Schild: „Wegen Krankheit geschlossen“.

Ach, dachte ich, vielleicht ist der Küster krank, vielleicht auch der Pastor. Schon wollte ich weitergehen, da fiel mein Blick auf die untere linke Ecke dieses Schildes. Dort hatte jemand wohl mit einem Kuli klein und quer gekritzelt: „Arme Kirche! Gute Besserung!“

Pfr. J. Buschmann, Mülheim a.d. Ruhr

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E